

Am Tor zur Hölle



Am Tor zur Hölle

Tony Ballard Nr. 80

Teil 2/3

von A.F.Morland

erschienen am 11.10.1985

Am Tor zur Hölle

Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, bewegte sich mit der Geschmeidigkeit einer Katze. Sie sprang von Baum zu Baum, nutzte geschickt jede Deckung, näherte sich der einsamen Jagdhütte, in der Tucker Peckinpah Zuflucht gesucht hatte.

Das Leben des Industriellen war in großer Gefahr. Wenn Kanutto, der Exekutor der Hölle, zuschlug, würde er sich nicht verteidigen können.

Was hatte ein Mensch den Kräften der Hölle schon entgegenzusetzen?

Roxanes Züge waren angespannt; sie war entschlossen, alles zu geben, was in ihrer Macht stand, um Peckinpah zu retten. - Und doch wußte sie schon jetzt, daß sie zu spät kommen würde…

Was noch keinem Menschen gelungen war, hatte Tucker Peckinpah geschafft. Er mußte dabei mehr Glück als Verstand gehabt haben.

Er war Asmodis' Gefangener gewesen, hatte länger als ein Jahr in der siebenten Hölle geschmachtet und dann seine Bewacher überlistet.

Er hatte selbst nicht geglaubt, daß es ihm möglich sein würde, durch eines der zahlreichen Höllentore, die ja bewacht wurden, zu entkommen, aber er hatte es geschafft.

Doch als gerettet durfte er sich deswegen noch lange nicht betrachten, denn Asmodis hetzte ihm Kanutto hinterher, und der Exekutor der Hölle hatte in Erfahrung gebracht, wo sich der Industrielle versteckt hatte.

Ein nervenzerfetzender Wettlauf war die Folge gewesen. Die knapp sechzig Kilometer von London hierher hatte Kanutto mit einem Taxi zurückgelegt, das er gestohlen hatte. Das Fahrzeug stand nicht weit von hier im dichten Wald, und dahinter stand Tony Ballards Rover.

Tony, Roxane und Mr. Silver waren sofort ausgeschwärmt, und nun versuchte jeder für sich, Tucker Peckinpah beizustehen und Kanutto den Garaus zu machen.

Mit federnden Schritten erreichte Roxane die Jagdhütte.

»Hütte« war vielleicht ein wenig untertrieben, denn es handelte sich um ein schönes gemauertes Haus, in dem eine mehrköpfige Familie samt Großeltern Platz gehabt hätte.

Die Hexe aus dem Jenseits lehnte sich kurz an die Fassade. Sie schloß die grünen, leicht schräggestellten Augen und lauschte. Nichts war zu hören - außer den Geräuschen, die die Natur hervorbrachte.

Roxane fragte sich, wo sich Kanutto befand. Noch hier draußen oder bereits drinnen? Und hatten es Tony Ballard oder Mr. Silver vor ihr geschafft, die Jagdhütte zu erreichen?

Die weiße Hexe schob sich auf die Haustür zu.

Die Tür war offen. Kein gutes Zeichen.

Roxane grub die regelmäßigen Zähne in ihre volle Unterlippe. Kanutto hatte in der kurzen Zeit, die er auf der Erde weilte, bereits genug Schaden angerichtet. Er mußte endlich zur Hölle fahren, und zwar für immer.

Die Hexe aus dem Jenseits legte ihre Hand auf die Tür und drückte sie vorsichtig zur Seite. Ständig mußte sie damit rechnen, daß Kanutto über sie herfiel.

Aber sie war auf der Hut. Es würde dem Exekutor der Hölle nicht leicht fallen, sie zu überrumpeln. Sowie sie ihn entdeckte, würde sie handeln.

Er verbarg sich in der harmlosen, unscheinbaren Gestalt eines Penners. Niemand sah diesem Mann seine Gefährlichkeit an, aber Roxane wußte es.

Nervös trat sie ein, und sie aktivierte ihren Abwehrzauber, um sich

zu schützen. Gleichzeitig tasteten ihre Geistfühler in die Hütte hinein. Sie spürte nichts, aber das bedeutete nicht, daß Kanutto nicht anwesend war. Er konnte Gegenmaßnahmen getroffen haben, die es unmöglich machten, ihn auf diese Weise aufzuspüren.

Die Diele war klein. An der Garderobe hing ein anthrazitfarbener Regenmantel. Daneben gab es eine Tür. Roxane öffnete sie und blickte in eine saubere Küche.

Als sie die Tür wieder schließen wollte, vernahm sie ein Geräusch, das sie alarmierte.

War das Kanutto?

Rasch verschwand sie in der Küche und schloß die Tür bis auf einen kleinen Spalt.

***

Mr. Silver legte den längsten Weg zur Jagdhütte zurück. Er näherte sich dem einsamen Gebäude aus nördlicher Richtung und brannte darauf, Kanutto zu stellen.

Der Exekutor der Hölle bestand aus einem speziellen Teufelsglas. Asmodis hatte es geschaffen, und mit herkömmlichen Waffen war dieser Körper nicht zu zerstören. Wohl aber mit Silbermagie.

Ich werde dir deinen gläsernen Hals umdrehen! dachte der Ex-Dämon, während er geduckt auf die Jagdhütte zuschlich. Hier draußen ließ sich Kanutto nicht orten. Deshalb befürchtete Mr. Silver, daß sich der Exekutor der Hölle bereits in der Jagdhütte befand. Bei Tucker Peckinpah.

Das bedeutete, daß der Hüne mit den Silberhaaren sich beeilen mußte. Kanutto durfte dem Industriellen kein Haar krümmen. Mr. Silver war entschlossen, den Exekutor zum Kampf zu fordern, und er war zuversichtlich, daß er diesen Kampf als Sieger beenden würde.

Ich mache aus dir einen gläsernen Trümmerhaufen, grollte Mr. Silver im Geiste und betrat die Jagdhütte. Kaum war er drinnen, da gewahrte er jemandes Nähe, und er handelte sofort.

Er drückte die Tür auf, hinter der sich Roxane zurückgezogen hatte. Als er seine Freundin erkannte, entspannte er sich wieder.

»Wo ist Kanutto?« fragte er leise.

Roxane zuckte mit den Schultern. »Draußen konnte ich ihn nicht entdecken.«

»Ich auch nicht. Folglich ist er hier.«

»Es gefällt mir nicht, daß man nichts hört, Silver«, sagte die Hexe aus dem Jenseits.

»Du befürchtest, hier drinnen könnte bereits alles gelaufen sein?«

Roxane nickte.

»Das wollen wir doch nicht hoffen«, knurrte der Ex-Dämon. »Komm, wir müssen Peckinpah finden!«

Sie öffneten jene Tür, die in den Wohnraum führte. Im Aschenbecher lag eine Zigarre, von der Rauch hochstieg. Mr. Silver wies mit dem Kinn darauf.

»Peckinpahs Markenzeichen«, raunte er. »Wo die Zigarre ist, da ist auch er.«

Die weiße Hexe machte ihn auf den offenen Gewehrschrank aufmerksam. Es war Platz für sieben Waffen, sechs befanden sich nur im Schrank. Hatte Tucker Peckinpah eine Waffe an sich genommen?

»Weißt du, was mich ebenfalls unangenehm berührt?« sagte der Ex-Dämon zu seiner Freundin. »Daß Tony noch nicht hier ist. Er hatte doch den kürzesten Weg zur Jagdhütte.«

»Vielleicht hat ihn Kanutto draußen abgefangen.«

»Du könntest mir ruhig mit etwas mehr Optimismus unter die Arme greifen«, beklagte sich der Hüne.

Sie sahen sich im ganzen Haus um. Von Tucker Peckinpah und Tony Ballard keine Spur - abgesehen von der rauchenden Zigarre.

Der Ex-Dämon kratzte sich am Hinterkopf. »Da muß etwas schiefgegangen sein, Roxane.«

»Befürchte ich auch.«

»Wie hat es Kanutto geschafft, mit Tony und Peckinpah so schnell fertig zu werden? Mit Peckinpah ja. Aber mit Tony…«

»Tony hatte schon einmal keine Chance gegen Kanutto«, erinnerte die weiße Hexe Mr. Silver.

»Man sollte meinen, daß dieses Erlebnis unseren Freund noch vorsichtiger gemacht hat.«

Sie kehrten in den Wohnraum zurück.

»Silver!« zischte Roxane plötzlich und hob abwehrend die Hände.

Neben dem Gewehrschrank stand ein Mann - bartstoppeliges Gesicht, eng beisammenstehende Augen, riesige Nase, miserabel gekleidet. Ted Long, der Penner.

Aber zugleich auch Kanutto, der Exekutor der Hölle!

***

Das war der Moment, den Mr. Silver herbeigesehnt hatte. Endlich hatte er das Teufelswesen vor sich, doch Kanutto zeigte keine Furcht, obwohl sie ihm zu zweit gegenüberstanden.

Er lachte sogar.

»Dir wird das Lachen gleich vergehen, du verfluchter Höllenkretin!« stieß Mr. Silver wütend hervor.

»Ihr kommt zu spät!« triumphierte Kanutto.

»Wir sind rechtzeitig hier, um dir den Garaus zu machen«, behauptete Mr. Silver energisch.

»Wo ist Tucker Peckinpah?« wollte Roxane wissen.

»Nicht mehr hier«, lautete die Antwort des Exekutors. »Auch Tony

Ballard habe ich ausgetrickst. Es ging so schnell, daß ihr es gar nicht gemerkt habt.«

»Was heißt ›nicht mehr hier‹?« grollte Mr. Silver. »Was willst du damit sagen? Hast du sie getötet?«

»Nein. Das wollte ich ursprünglich tun, aber ich habe es mir anders überlegt«, sagte Kanutto.

»Und was hast du mit unseren Freunden gemacht?«

»Kannst du es dir nicht denken?«

Mr. Silver schluckte. »Du hast sie in die Hölle geschickt, zu Asmodis.«

»Genau«, bestätigte Kanutto. »Was weiter mit euren Freunden geschieht, kümmert mich nicht mehr. Ich habe meinen Auftrag erledigt, und nun mache ich mir noch eine zusätzliche Freude, indem ich euch beide vernichte.«

»Du warst mir von Anfang an unsympathisch«, blaffte der Ex-Dämon. »Aber ich hätte nicht gedacht, daß du auch größenwahnsinnig bist. An Roxane und mir wirst du dir die Zähne ausbeißen, das schwöre ich dir!«

Die Voraussetzungen hatten sich geändert. Roxane und Mr. Silver durften Kanutto jetzt nicht mehr töten, denn nur er wußte, wo sich Tony Ballard und Tucker Peckinpah befanden.

Wenn sie Kanutto erledigten, konnte es lange dauern, bis sie herausfanden, wohin es die Freunde verschlagen hatte. Also mußten sie auf diesen verfluchten Bastard auch noch Rücksicht nehmen und sein schwarzes Leben schonen.

Aber sie mußten ihn unbedingt besiegen.

Mit dem Mann passierte plötzlich etwas Überraschendes. Er wurde flach, zweidimensional. Kanuttos Magie schuf ein Spiegelbild von Ted Long, doch es blieb nicht bei diesem einen.

Die Spiegel fächerten auseinander und verteilten sich im ganzen Zimmer. Hunderte Ted Longs entstanden in Sekundenschnelle.

Aber es gab nach wie vor nur einen, der echt war.

Und den mußten Roxane und Mr. Silver in ihre Gewalt bekommen.

Die Spiegelwesen griffen an. Sie rückten näher. Mr. Silvers Fäuste verwandelten sich in pures Silber, und er drosch damit auf die Spiegelwesen ein. Jeder Treffer war von einem hellen Klirren begleitet. Die zerschmetterten Spiegelgestalten fielen in sich zusammen, wurden aber sofort durch neue ersetzt.

Roxane wurde von mehreren Händen gepackt. Sie stieß einen wütenden Schrei aus und aktivierte ihre Hexenkräfte. Ein leuchtendes Knistern zuckte über ihren Körper, und die Hände mußten sie loslassen, doch sie griffen gleich wieder zu. Es kam zu einer neuerlichen magischen Entladung, und Roxane fuhr zornig herum. Da erwischten zwei Hände ihr rechtes Bein. Sie verlor das Gleichgewicht und stürzte den Spiegelwesen entgegen.

Doch sie fiel nicht gegen die Gestalten, denn diese wichen blitzartig zur Seite. Roxanes Fall wurde nicht gebremst. Sie stürzte hinter die Wesen, deren Reihe sich sofort wieder schloß.

Mr. Silver sah sie nicht mehr, und das brachte ihn aus der Fassung. Es passierte selten, daß er die Beherrschung verlor. Zumeist vermochte er über den Dingen zu stehen und überlegt zu agieren, doch auch er hatte seinen wunden Punkt, und der hieß… Roxane.

Was Kanutto getan hatte, schrie nach Strafe!

Es kam für den Hünen nicht mehr in Frage, das Leben des Exekutors zu schonen. Jetzt kämpfte der Ex-Dämon mit voller Kraft.

Er drehte sich, trat gegen die Spiegelwesen, hämmerte sie mit seinen Silberfäusten auseinander, zerstörte sie mit magischen Schockwellen. Er vernichtete die Spiegelgestalten schneller als sie neu entstehen konnten.

Aber sie schirmten Roxane ab. Er konnte die Hexe aus dem Jenseits nicht sehen.

Die weiße Hexe richtete sich gleich nach dem Sturz auf und erblickte Kanutto. Nicht eines dieser Spiegelwesen, sondern den echten Exekutor, in der Gestalt des Penners. Seine magische Attacke folgte sogleich.

Roxane fühlte sich von unsichtbaren Pfeilen durchbohrt - an mehreren Stellen. Das war so schmerzhaft, daß sie aufschrie, und diesen Schrei vernahm Mr. Silver. Daraufhin hakte es bei dem Ex-Dämon völlig aus. Wie ein Berserker walzte er die Spiegelfeinde nieder.

Indessen wurde Roxane von einem starken Sog gepackt. Sie war geschwächt, reagierte zu langsam, wußte, daß sie Kanutto jetzt hätte hart attackieren müssen, aber sie schaffte es nicht einmal, sich diesem Sog zu entziehen, geschweige dann, den Exekutor der Hölle anzugreifen.

Ihr langes schwarzes Haar wehte über ihre Augen. Sie konnte kaum noch etwas sehen. Kanuttos grinsendes Gesicht verschwand hinter diesem flatternden Haarschleier, während sie sich immer schneller auf ihn zubewegte.

Mr. Silver zerstörte die letzten Spiegelwesen. Als sie klirrend zu Boden fielen und sich auflösten, sah er Kanutto wieder. Aber er konnte den Exekutor der Hölle mit keinem vernichtenden Schlag mehr treffen, denn der Kerl hatte Roxane in seiner Gewalt.

»Laß sie los!« knurrte der Hüne kehlig. »Oder bist du zu feige, um die Sache mit mir auszutragen? Hast du es nötig, dich hinter Roxane zu verstecken?«

»Du hast Angst um die Hexe«, höhnte Kanutto. »Mr. Silver, der unerschrockene Kämpfer, Sieger vieler Schlachten, ist auf einmal winzig klein. Du siehst in diesem Moment noch jämmerlicher aus als

der Penner, in dem ich mich befinde.«

Roxane klebte an Ted Long. Der Mann brauchte sie nicht festzuhalten.

Sie schaffte es nicht, sich von ihm zu lösen, dafür sorgte Kanuttos starke Magie, die sie auch laufend schwächte. Erst wenn dieser Kontakt nicht mehr bestand, konnte sich die weiße Hexe wieder erholen.

»Gib Roxane frei!« verlangte der Ex-Dämon bebend vor Wut.

»Du hast nichts zu fordern!« herrschte ihn Kanutto an. »Du hast dich nur noch zu fügen.«

»Na schön, ich füge mich«, knirschte Mr. Silver. »Ich werde tun, was du sagst, wenn du Roxane freiläßt.«

»Nein«, stöhnte die weiße Hexe. »Silver, das darfst du nicht.«

»Sei bitte still, Roxane.«

»Ich will lieber sterben, als daß du zu Kanuttos Sklaven wirst!«

»Sie hat sehr viel Mut, deine Freundin«, höhnte Kanutto weiter.

»Sie weiß nicht, wie qualvoll es sein kann, von mir getötet zu werden.«

Mr. Silver blickte den Exekutor der Hölle resignierend an. »Sag, was du willst.«

»Ihr habt mich unterschätzt!«

»Ja, das gebe ich zu. Du bist gefährlicher und gerissener, als ich dachte.«

»Ich werde dir verraten, was ich vorhabe!« tönte Kanutto. »Ich werde mich zurückziehen, und Roxane nehme ich mit.«

»Wohin willst du mit ihr?« fragte der Ex-Dämon betroffen.

»In die Hölle.«

»Ich werde dir folgen. Nirgendwo bist du vor mir sicher, Kanutto, und wenn du Roxane auch nur ein Haar krümmst, bist du dran.«

»Große Töne spuckt die kleine Laus!«

»Für mich gibt es nichts Wertvolleres als dieses Mädchen. Nicht einmal mein eigenes Leben ist mir soviel wert.«

»Das weiß ich, und deshalb fürchte ich dich nicht, selbst wenn es dir gelingen sollte, mir zu folgen. Du wirst nie an mich herankommen, denn zwischen uns wird sich immer Roxane befinden. Du kannst mich erst vernichten, nachdem du sie getötet hast, und das wirst du niemals tun. Irgendwann werde ich mich vielleicht mit dir in Verbindung setzen und dir einen Befehl erteilen, und solltest du dich weigern, ihn auszuführen, würdest du damit Roxanes Todesurteil unterschreiben.« Kanutto lachte dreckig. »Du stehst wieder auf der Seite der Hölle, Mr. Silver. Willkommen in unseren Reihen. Du wirst deine Kraft ab sofort wieder für die Ziele der schwarzen Macht einsetzen.«

»Das habe ich nie getan«, erwiderte der Hüne.

»Du wurdest als Dämon geboren.«

»Man kann sich seine Herkunft nicht aussuchen. Man kann erst später entscheiden, wohin man gehört.«

Mr. Silver hatte keine Wahl. Kanutto hatte ihn in der Hand. Wenn er nicht gehorchte, mußte Roxane sterben. Einmal hatte Metal die weiße Hexe entführt, und dann war es Atax gewesen. Sollte es nun wirklich ein drittes Mal passieren? Wie konnte er es verhindern? Kanutto hatte alle Trümpfe in der Hand. Mr. Silver keinen einzigen.

An irgendwelche Gefühle zu appellieren, hatte keinen Zweck, das konnte sich Mr. Silver sparen, denn so etwas kannte Kanutto nicht. Er war ein Werkzeug des Teufels. Emotionen jeder Art waren ihm fremd - außer einer: Er konnte abgrundtief hassen.

Der Ex-Dämon merkte, daß sich Kanutto in einen trüben, gläsernen Nebel einzuspinnen begann. Bald würde Kanutto nicht mehr zu sehen sein.

Dann begab er sich auf die Reise in die Hölle.

Es darf nicht sein! schrie es in Mr. Silver. Er darf Roxane nicht mitnehmen. Von mir aus soll er entkommen, aber Roxane will ich behalten.

Der Glasnebel kroch an Roxane und Ted Long hoch. Er erreichte die Brüste der Hexe. Sie schaute Mr. Silver unglücklich an. Ihr Blick drückte Lebewohl aus.

Abermals lehnte sich in Mr. Silver altes gegen das Unvermeidliche auf. Er hätte Kanutto töten können, aber dann hätte auch Roxane ihr Leben verloren.

Der Nebel schloß sich nun auch um die Köpfe der beiden. Nichts war mehr von ihnen zu sehen. Mr. Silver spürte, wie sich die feindliche Kraft entfernte. Es war zu befürchten, daß er Kanuttos Spür nicht wiederfand. Vielleicht würde der Exekutor der Hölle Roxane schon bald töten und so tun, als wäre sie noch am Leben.

Ich muß hinterher! dachte der Hüne aufgewühlt, und dann stieß er sich ab. Er wußte, daß er sehr viel riskierte. Er setzte alles auf eine Karte und hoffte für Roxane und sich, daß dieses Wagnis nicht ihrer beider Leben kostete…

***

Einmal hatte ich schon nicht gut gegen Kanutto ausgesehen, und ich hatte erwartet, ihm bei unserer nächsten Begegnung beweisen zu können, daß es nicht immer so leicht war, mit mir fertigzuwerden. Aber der Exekutor der Hölle hatte mir eine furchtbare Lehre erteilt.

Ahnungslos war ich in seine verdammte gläserne Falle getappt. Ich hatte den Satansbraten nicht einmal zu Gesicht bekommen. Tucker Peckinpah hatte ich gesehen, aber nicht sofort begriffen, daß auch mein Freund und Partner in der gläsernen Klemme steckte, aus der es kein Entrinnen gab.

Die Falle war zugeschnappt, und ich war genauso gefangen wie Peckinpah.

Aber das war noch nicht einmal das Schlimmste. Die Überraschungen nahmen kein Ende. Kaum saß ich zwischen diesen Glaswänden fest, da veränderte sich unsere Umgebung.

Tucker Peckinpah reagierte darauf mit großem Entsetzen. Vielleicht hatte er auch Platzangst. Man stelle sich mal vor, eingeklemmt zwischen Glas zu sein, sich nicht bewegen, nicht einmal mehr richtig durchatmen zu können. Da braucht man schon Nerven wie Stahlseile, um nicht durchzudrehen.

Der Industrielle schrie. Ich sah, wie sich sein Gesicht verzerrte, und auf einmal gab es zwischen ihm und mir eine direkte Verbindung. Ich konnte ihn hören, und zwar so deutlich, als würde er in meiner Falle stecken, direkt neben mir.

»Tony!« brüllte er. »Um Himmels willen, was passiert mit uns?«

»Beruhigen Sie sich!« sagte ich, während mein Herz bis in den Hals hinaufschlug.

»Beruhigen! Das ist nicht Ihr Ernst!« schrie Peckinpah.

»Seien Sie vernünftig, Partner. Sparen Sie Ihre Kräfte. Sie werden sie noch brauchen.«

»Sie glauben doch nicht, daß wir beide noch eine Zukunft haben!«

»Ich bin davon sogar überzeugt«, gab ich zurück.

»Sie Träumer! Sie Fantast! Wir sind erledigt! Kanutto schickt uns in die Hölle! Ich komme dorthin zurück, wo ich schon einmal war. All die schrecklichen Dinge werden sich wiederholen, und es wird noch schlimmer werden als beim erstenmal. Ich werde das nicht noch mal durchstehen.«

Ich versuchte ihn weiter zu beruhigen. Er stöhnte und jammerte, er bekäme nicht genug Luft.

»Sie können besser atmen, wenn Sie Ihre Angst in den Griff bekommen«, sagte ich.

Etwas nahm Einfluß auf den Raum, in dem wir uns befanden. Kanuttos Magie. Ganz klar, was sonst?

Die schwarze Kraft zerstörte alles rings um uns. Sie wirkte wie hochkonzentrierte Schwefelsäure. Ich beobachtete, wie die Möbel davon angegriffen und zersetzt wurden. Sie lösten sich langsam auf, und die Zerstörung ging weiter. Sie ging auf die Wände über, fraß sich durch Boden und Decke.

Bald umgab uns nichts mehr.

Da war nur noch eine fremde, merkwürdige Leere. So weit das Auge reichte, war nichts. Kanutto mußte Tucker Peckinpah und mich aus unserer Zeit herausgeschält haben. Wir schienen nirgendwo mehr hinzugehören, waren Entwurzelte auf dem Weg nach.

Ja, wohin eigentlich? Ging es mit uns tatsächlich geradewegs in die

Hölle?

***

Mr. Silver tauchte ein in den gläsernen Nebel. Gewöhnlicher Nebel besteht aus unzähligen winzigen Wassertröpfchen. Hier handelte es sich um fast mikroskopisch kleine Glaskügelchen, und deshalb spürte der Ex-Dämon beim Eintauchen auch keine Nässe. *Dieser* Nebel war völlig trocken.

Der Ex-Dämon streckte die Hände vor. Sehen konnte er nichts. Er hoffte aber, Roxane zu berühren. Doch seine Finger faßten ins Leere.

Kanutto war nicht mehr da. Der Exekutor der Hölle hatte sich aus der Zeit fallen lassen, und Mr. Silver machte diesen Sturz durch den gläsernen Nebel mit. Der Ex-Dämon merkte, daß er Grenzen überschritt, und er spürte, daß Kanutto noch nahe war.

Sehen konnte er den Exekutor nach wie vor nicht, aber er merkte ganz deutlich, daß er sich auf ihn zubewegte. Mr. Silver versuchte diesen Vorgang zu beschleunigen.

Oben und unten gab es nicht mehr. Überall war oben, überall war unten. Wie im Weltall. Es gab keine Widerstände, keine Anziehungskraft. Der Ex-Dämon trudelte und purzelte durch diesen ungewöhnlichen Nebelschlauch.

Es mußte sich um eine Höllenstraße handeln, doch Kanutto sollte deren Ende nicht erreichen. Jedenfalls nicht mit Roxane. Mr. Silver hoffte, daß Kanutto von seinem Siegestaumel so sehr überwältigt war, daß ihm der Verfolger nicht auffiel.

Der Ex-Dämon sah plötzlich vor sich eine schlanke Hand.

Roxanes Hand!

Er wußte, daß es die Hand seiner Freundin war. Unter Tausenden von Händen hätte er sie auf Anhieb erkannt. Er griff blitzschnell zu, und die Hexe aus dem Jenseits klammerte sich an ihn. Mr. Silver stieß seine Abwehrmagie in den Arm der Hexe. Seine Kraft verteilte sich blitzartig in ihrem Körper. Sie bäumte sich wie unter einem heftigen Elektroschock auf und hatte endlich die Kraft, die sie brauchte, um sich von Kanutto loszureißen.

Sie wirbelte durch den Nebel auf Mr. Silver zu. Er zerrte sie zur Seite und ließ zwei Feuerlanzen aus den Augen rasen. Wo sich Kanutto befand, wußte der Hüne nicht. Er konnte nur raten und hoffen, daß sein Feuerblick den Gegner tödlich traf.

Aus dem gläsernen Nebel gellte im nächsten Moment ein langgezogener Schrei, und dann fegte eine heftige Druckwelle heran. Sie erfaßte Mr. Silver und Roxane und stieß sie aus dem Nebelschlauch, der hinter ihnen in sich zusammenfiel.

War Kanutto vernichtet? Mr. Silver wußte es nicht. Er war froh, sich Roxane wiedergeholt zu haben. Das war ihm das Wichtigste. Er hatte

sie zum Glück nicht noch einmal verloren.

***

Die Falle, in der Peckinpah steckte, näherte sich der meinen. Irgend etwas ließ die Glasflächen miteinander verschmelzen. Vielleicht handelt es sich auch um ein organisches Glas, das beliebige Verbindungen eingehen konnte. Glas, das lebte, in dem die Kraft der Hölle steckte.

Ich hatte plötzlich Tucker Peckinpah neben mir, und wir rasten durch diese Unendlichkeit aus Nichts, einem verhängnisvollen Schicksal entgegen.

Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, sagt man. Ich hatte mein Schicksal sehr oft herausgefordert. Daß das irgendwann einmal schiefgehen mußte, war eigentlich vorherzusehen.

Aber ich verbiß mich in die Hoffnung, daß sich mir doch irgendeine Chance bieten würde. Ich wollte mich nicht damit abfinden, daß dies mein allerletztes Abenteuer war.

Mein Kampf durfte nicht auf diese Weise zu Ende gehen.

Ich bin noch nicht geschlagen! dachte ich trotzig. Ich gebe noch nicht auf!

Meine Nähe schien auf Tucker Peckinpah beruhigend zu wirken. Er nahm das, was mit uns passierte, jetzt ruhig hin.

»Als die Hölle Sie aus Angelo d'Alessandros Haus fortholte, war es da ähnlich? Mußten Sie da auch diese leere Weite überwinden?« fragte ich den Industriellen.

»Das weiß ich nicht. Damals peinigten mich so schreckliche Schmerzen, daß ich ohnmächtig wurde. Ich kam erst in der Hölle wieder zu mir. Ich wußte zunächst nicht, wo ich mich befand, aber darüber ließ man mich nicht lange im Unklaren.«

»Es muß furchtbar für Sie gewesen sein.«

»Man sagt oft: ›Es war die Hölle‹. In meinem Fall kann man es nicht treffender formulieren«, sagte Peckinpah. »Ich schloß mit meinem Leben ab, rechnete mit keiner Rückkehr.«

»Hofften Sie nicht, daß wir Sie suchen würden?«

»Doch. Natürlich hoffte ich das, aber ich sagte mir, daß ihr mich in der Vielschichtigkeit der Hölle niemals finden würdet, und jeder Tag, den ich länger dort verbringen mußte, gab mir recht.«

»Wir konnten nicht ständig nach Ihnen suchen. Es gab so vieles, was wir zwischendurch zu erledigen gezwungen waren. Kürzlich fand Roxane endlich heraus, daß Sie in der siebenten Hölle gefangengehalten wurden. Wir wollten morgen dorthin aufbrechen.«

»Und nun befinden Sie sich mit mir auf dem Weg in die Hölle«, sagte Tucker Peckinpah ernst. »Es tut mir leid, daß Sie meinetwegen in diese Klemme geraten sind.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Es war mein freier Entschluß, Ihnen beizustehen.«
»Wieso haben Sie meine Jagdhütte aufgesucht?«
»Cruv vermißte die Schlüssel. Da war es für Roxane, Mr. Silver und mich klar, daß Sie sich dort versteckt hatten. Sie hätten zu uns kommen sollen.«
»Ja, das wäre wohl die beste Lösung gewesen.«
»Wollten Sie uns in Ihre Schwierigkeiten nicht hineinziehen? Hatten Sie zu wenig Vertrauen zu uns?«
»Ach, Tony, sprechen wir nicht mehr darüber. Ich habe falsch gehandelt. Lassen wir es dabei bewenden. Werden Sie mir ehrlich antworten, wenn ich Sie nun etwas frage?«
»Habe ich Sie schon mal belogen, Partner?«
»Haben wir noch eine Chance?«
»Ja. Partner. Die haben wir, davon bin ich felsenfest überzeugt.« Meine Antwort vollbrachte ein kleines Wunder. Ich sah, wie sich Peckinpahs Züge entspannten. Er glaubte mir.

***

Um sie herum war auf einmal ein Klatschen, Knacken und Krachen. Sie wurden unsanft auseinandergerissen. Holz hämmerte gegen ihre Körper.
Sie fielen von einem roten Himmel auf eine schwarze Erde, und das mitten durch die riesige Krone eines uralten Baums. Mr. Silver, der schwerer war als Roxane, sauste wie eine Bombe durch. Verdammt unsanft landete er auf dem Boden, und als er sich ächzend aufrichtete, durchschlug Roxanes Körper das letzte Gewirr aus federnden Zweigen.
Der Ex-Dämon schaffte es, sie aufzufangen. Behutsam stellte er sie vor sich ab.
»Bist du in Ordnung?« fragte er fürsorglich.
»Einigermaßen«, sagte die weiße Hexe und keuchte leise.
Der Hüne grinste. »Jetzt weißt du, warum der Mensch den Fallschirm erfunden hat.«
»Mir tun sämtliche Glieder weh.«
»Das hast du bald überwunden. Soll ich dir helfen?«
»Es geht schon«, wehrte Roxane ab. Es war nicht nötig, daß sie der Ex-Dämon mit seiner Heiligmagie unterstützte.
Er hätte Kraft von sich abgeben müssen, und das war nicht ratsam. Sie wußten nicht, wohin sie geraten waren und was sie hier erwartete.
Der rote Himmel sprach dafür, daß sie sich nicht mehr auf der Erde befanden. Handelte es sich um den Widerschein des Höllenfeuers? Roxane blickte sich um.
Sie besaß die Fähigkeit, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln. Dadurch kam sie weit herum und brachte oft Dinge in

Erfahrung, die für ihre Freunde großen Wert hatten.

Aber hier war sie noch nie gewesen, da war sie ganz sicher. Ein unnatürliches Licht herrschte. Es war weder Tag noch Nacht. Es gab keine Sonne und keinen Mond. Auch keine Sterne. Der Himmel, der sich über ihnen wölbte, war »nackt«.

»Ich würde gern wissen, wohin es uns verschlagen hat«, murmelte Mr. Silver. »Als uns dieser Glasnebelschlauch ausspuckte, verlor ich jegliche Orientierung.«

»Ich auch«, sagte Roxane leise.

»Wo geht's zurück?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich tappe nicht gern im dunkeln«, sagte Mr. Silver unwillig. »Ich weiß gern, wo ich bin und woran ich bin.«

»Wir werden Antworten auf all unsere Fragen finden«, sagte Roxane zuversichtlich. »Wir müssen nur danach suchen.«

»Und während wir suchen, verlieren wir zwei unserer besten Freunde: Tony Ballard und Tucker Peckinpah!« knirschte Mr. Silver. »Kanutto hat sie in die Hölle geschickt. Ich hoffe, daß ihn mein Feuerblick getötet hat. Ich möchte diesem gläsernen Mörder nicht noch mal begegnen.«

»Er war ein unangenehmer Gegner«, nickte Roxane.

»Ich wußte, daß er stark und trickreich war, dennoch habe ich ihn unterschätzt. Sollte diese Höllenkreatur noch leben, wird mir das nicht noch einmal passieren.«

Roxane erholte sich. Das Ziehen und Brennen in ihren Gliedern ließ nach. Der Glasnebel hatte sie ausgeworfen. Es war denkbar, daß sie in irgendeiner Zwischenwelt gelandet waren. Es gab unzählige davon. Die meisten hatten nicht einmal einen Namen. Andere wiederum hießen so wie ihr Herrscher. Es gab so viele Reiche, daß Roxane niemals in alle ihren Fuß setzen konnte.

Mr. Silver konzentrierte sich auf die unwirtliche Umgebung. Der Boden war schwarz, dürres, struppiges Unkraut wucherte darauf. Dorniges Geäst wölbte sich manchmal kniehoch darüber.

Theoretisch war es möglich, daß sich Roxane und Mr. Silver bereits in einer von vielen Höllen befanden.

»Könnte dies ein Höllengebiet sein?« fragte die weiße Hexe.

»Daran dachte ich auch gerade«, antwortete der Ex-Dämon. »Aber ich glaube nicht, daß wir uns schon in der Hölle befinden. Die Präsenz des Bösen müßte in diesem Fall stärker zu spüren sein.«

»Dann ist es vielleicht ein Vorhof zur Hölle.«

»Das könnte sein«, sagte Mr. Silver. »Kommt es dir hier nicht auch ein bißchen zu still und friedlich vor?«

»Ich bin froh, daß es nicht anders ist. Ich will nicht schon wieder kämpfen«, sagte Roxane.

»Es ist doch merkwürdig, daß hier überhaupt niemand ist.«
»Auch auf der Erde gibt es Gebiete, die unbewohnt sind.«
Mr. Silver kniff die perlmuttfarbenen Augen zu. »Besser, wir trauen diesem Frieden nicht, Roxane. Hier könnte irgendwo eine Gefahr lauern, die uns zum Verhängnis wird, wenn wir uns nicht vorsehen.«
Der Hüne griff nach der Hand seiner Freundin und zog sie mit sich.
»Wohin gehen wir?« fragte die Hexe aus dem Jenseits.
Der Ex-Dämon seufzte. »Ich wollte, ich wüßte es. Wir müssen etwas tun. Wir müssen in Erfahrung bringen, wo wir uns befinden und wie es von hier weitergeht - und zwar schnell, sonst können wir Tony Ballard und Tucker Peckinpah abschreiben.«

***

In der Ferne tauchte endlich etwas auf. Licht. Es strahlte in allen Spektralfarben, bewegte sich, kam spiralförmig auf uns zu- beziehungsweise, wir näherten uns ihm. Die Entfernung schrumpfte in Gedankenschnelle. Schon umgab uns dieses Licht, und es war so grelle, daß es uns blendete. Wir konnten nichts mehr sehen, vernahmen ein Heulen und Brausen, und ich hatte das Gefühl, mich im Zentrum eines Höllensturms zu befinden.
»Tony!« ächzte Tucker Peckinpah. »Sind Sie noch da?«
»Ja, Partner.«
»Jetzt holt uns der Teufel - im wahrsten Sinne des Wortes.«
Die gläserne Falle begann sich zu drehen. Wir rasten, um eine unsichtbare Achse wirbelnd, in die Tiefe eines magischen Strudels und wußten nicht, was uns dort unten erwartete.
Ich versuchte Tucker Peckinpah Mut zu machen, ihm Hoffnung zu geben. Was mit uns geschah, griff die Physis meines Partners stark an.
Er war schließlich kein junger Mann mehr, und die Strapazen der letzten Zeit waren für ihn fast zuviel gewesen. Ich konnte verstehen, daß er sich elend fühlte und mit dem Schlimmsten rechnete.
Wir stürzten ab!
Wohin?
Unser Fall endete so abrupt, daß es uns gewaltig zusammenpreßte. Ich hörte Tucker Peckinpah stöhnen. Das grelle Licht zog sich zurück. Es schoß nach oben, ließ von uns ab, und ich konnte den Industriellen wieder sehen.
Ich erschrak.
Mein Partner hing verkrümmt in der gläsernen Falle. Er blutete aus Mund und Nase.
»Peckinpah!« keuchte ich. »Mr. Peckinpah! Partner!«
Er reagierte nicht. Totenblaß war er, und bei seinem Anblick drückte es mir das Herz schmerzhaft zusammen. Hatte Tucker Peckinpah den Höllenflug nicht überlebt?

***

Sie suchten nach Leben in dieser fremden, unbekannten Welt, aber es mußte kein Leben sein, wie sie es kannten.

Vielleicht »lebte« man hier in irgendeiner anderen Form - in gasförmigem Zustand, oder als bloßer Gedanke…

Der Ex-Dämon hielt immer noch Roxanes Hand fest. War es möglich, daß sie beobachtet und belauert wurden? Wußte man über ihre Schritte genau Bescheid? Gab es tödliche Fallen, von denen sie sich in acht nehmen mußten?

Immer neue Fragen durchstürmten Mr. Silver, und es ärgerte ihn, daß er sie nicht beantworten konnte.

Sie näherten sich hohen dürren Büschen.

»Nicht sehr üppig, die Vegetation hier«, bemerkte Mr. Silver. »Die Pflanzen stehen kurz vor dem Verdorren.«

»Wahrscheinlich fehlt es ihnen an Wasser. Der Boden ist trocken und rissig«, sagte Roxane.

»Wer weiß, ob es hier überhaupt mal regnet.«

Sie gingen an den Büschen vorbei, und plötzlich verharrte Mr. Silver. Vor ihnen lag ein kleiner, verwahrloster Friedhof. Die Gräber standen dichtgedrängt. Die meisten waren nicht gekennzeichnet. Kein Grabstein, kein Hinweis darauf, wer hier begraben war. Nichts.

»Jetzt hätte ich gern mein Höllenschwert bei mir«, knurrte Mr. Silver mit zusammengezogenen Augenbrauen.

»Was befürchtest du? Einen Angriff? Daß die Toten sich erheben und über uns herfallen?« fragte Roxane.

»Wo Tote sind, da gibt es auch Lebende«, sagte der Ex-Dämon. »Sie sind bestimmt die größere Gefahr.«

Wie ein irreales Zerrbild lag der unheimliche Friedhof vor ihnen. Die Perspektiven stimmten nicht. Das Ganze erschien ihnen, als wäre es mit einem Froschauge, einer sehr stark gewölbten Linse, aufgenommen worden. Der Boden bog sich seitlich nach oben, was senkrecht stehen sollte, stand schräg.

Was würde passieren, wenn Roxane und Mr. Silver weitergingen?

Der Ex-Dämon zögerte, seinen Fuß zwischen die Gräber zu setzen. Der Boden konnte sich urplötzlich in einen heiligen Sumpf verwandeln und sie verschlingen. Nichts war unmöglich. Die unbegreiflichsten Dinge konnten geschehen.

Ein knirschendes Geräusch drang an ihr Ohr. Roxane zuckte heftig zusammen. Mr. Silver riß sie mit sich zu den Büschen zurück. Geduckt verbargen sie sich, so gut es ging.

»Da kommt jemand«, raunte der Ex-Dämon seiner Freundin zu.

Gespannt warteten sie. Die knirschenden Schritte kamen rasch näher, verharrten, waten wieder zu hören. Jemand lief auf den Friedhof zu. Immer wieder blieb er stehen, dann eilte er weiter.

Mr. Silver richtete sich vorsichtig auf. Er sah eine Gestalt. Huschend, rennend, immer wieder Deckung suchend.

»Da will noch jemand nicht bemerkt werden«, flüsterte Mr. Silver.

Auch Roxane richtete sich etwas mehr auf. Zwischen schwarzen Zweigen sah sie eine nackte Schulter, braune Haut. Gleich war die Schulter wieder weg.

»Erging es dem so wie uns?« fragte Mr. Silver.

»Glaube ich kaum«, sagte Roxane.

»Warum will er auf den Friedhof? Was sucht er hier?«

»Wir werden mit ihm reden. Er wird uns vielleicht sagen können, wo wir uns befinden.«

»Gute Idee«, sagte Mr. Silver.

Sie hörten, wie Metall in den krustigen Boden stach. Sehr schnell und immer wieder.

»Der buddelt einen Toten aus!« sagte Mr. Silver überrascht. »Bin gespannt, wie er uns das erklären wird.«

Etwas Schwarzes strich auf einmal durch die Luft. Der Ex-Dämon zuckte mit seiner Freundin unwillkürlich zurück. Sie wurden nicht entdeckt.

Abermals nahmen sie eine schwarze Bewegung am roten Himmel wahr. Vögel waren es. Wenn ihre Schnäbel nicht gebogen gewesen wären, hätte man sie für Krähen halten können.

»Totenvögel?« vermutete Mr. Silver. »Wachen sie über diesen Friedhof, damit niemand eine Leiche stiehlt?«

Fast lautlos schwebten die Vögel über die Gräber. Sie bewegten die Flügel kaum, segelten auf den Mann zu, der sich mit einer Schaufel an einem der Gräber zu schaffen machte.

Was würde geschehen? Würden die Vögel ihn angreifen und verjagen? Würden sie ihn töten?

Es kamen weitere schwarze Vögel. Mr. Silver nannte sie Satanskrähen. Er glaubte nicht zu irren, wenn er annahm, daß diese schwarz gefiederten Tiere höllischen Ursprungs waren.

Sie hatten kräftige Füße mit scharfen Krallen, und mit ihren Schnäbeln konnten sie bestimmt tiefe Wunden schlagen.

Der Mann mit dem nackten Oberkörper hörte sie nicht kommen. Er arbeitete in großer Eile. Schaufel um Schaufel grub er aus. Schnell warf er das trockene Erdreich zur Seite und stieß das Metallblatt gleich wieder in das Grab.

Er keuchte und schwitzte. Unter seiner braunen Haut spannten sich harte Muskelstränge. Er war groß, breitschultrig und kräftig, und er schaufelte so hektisch, als ginge es um sein Leben.

Wie schwarze Blätter wehten die Vögel heran. Sie tanzten durch die Luft, umkreisten ihn in einer Höhe von drei, vier Metern, und einen Moment später stieß die erste Satanskrähe auf ihn herab.

Sie legte die Flügel an ihren Körper und streckte die Krallenfänge weit von sich.

Wie ein schwarzer Stein fiel sie auf den grabenden Mann, die Fänge öffneten sich zuckend, und dann hieben die Krallen zu. Der Mann stöhnte auf.

Er preßte die Kiefer zusammen, schrie nicht, denn er wollte sich mit keinem Schrei verraten. Er richtete sich auf, ließ die Schaufel fallen, griff nach dem Vogel und riß sich die Satanskrähe von der Schulter. Er fügte sich dabei einige Wunden zu, doch anders konnte er sich von den messerscharfen Krallen nicht befreien.

Mit beiden Händen hielt er den Vogel fest. Das Tier zuckte wild. Es wollte die Flügel anspannen und aufsteigen, doch der Mann preßte die Flügel an den kräftigen Körper des Tieres. Er warf den Vogel mit großer Wucht zu Boden.

Die Satanskrähe stieß ein verstörtes Krächzen aus. Der Mann packte blitzschnell die Schaufel und schlug damit zu. Federn wirbelten hoch. Die Krähe kroch mit klatschenden Flügeln davon, aber der nächste Treffer tötete sie.

Aber damit war der Mann nicht gerettet. Denn es gab mehr als diesen einen Höllenvogel, und die anderen griffen jetzt alle gleichzeitig an…

***

»Mr. Peckinpah!« Ich schrie es laut heraus. Auf wen sollte ich Rücksicht nehmen? Weit und breit war niemand, und wenn sich doch jemand in unserer Nähe befand - vielleicht hinter uns - war es auch egal. Ich brauchte nicht so zu tun, als wären wir nicht hier, denn das war mit Sicherheit schon bekannt.

Der Industrielle sah schrecklich aus. Das Blut machte es so schlimm. Es tropfte von seinem Kinn und rann an der Innenseite des Glases hinunter.

Ich unternahm alle Anstrengungen, um mich zu bewegen. Ich wollte mich näher an Peckinpah heranarbeiten, aber das war nicht möglich. Dieses verdammte Glas hielt mich fest. Keinen Millimeter kam ich näher an den Industriellen heran.

Was für ein Ende für so einen wertvollen Menschen, dachte ich, aber dann sagte ich mir, daß ich keinerlei Gewißheit hatte. Der Industrielle konnte noch leben. Vielleicht hatte er nur durch die große Aufprallwucht die Besinnung verloren.

»Mr. Peckinpah!« versuchte ich es noch einmal, doch der Mann neben mir reagierte nicht.

Welliges Gelände umgab uns. Sand. Wir befanden uns inmitten einer riesigen Wüste, und Kanuttos Glasfalle hatte sich tief in den gelben, grobkörnigen Sand gebohrt.

Man konnte uns erst von den Knien aufwärts sehen. Der Rest war

eingegraben.
Was stand uns bevor? Würden wir für alle Zeiten zwischen diesen magischen Glaswänden gefangen bleiben? Vergaß man uns einfach? Gefährlich konnte ich keinem Höllenwesen mehr werden, und wenn sich meine Feinde nur ein wenig geduldeten, brauchten sie nicht einmal Hand an mich zu legen.
Ich würde verhungern und verdursten…

***

Mr. Silver und Roxane sahen die Satanskrähen niedersausen. Wenn sie nicht eingriffen, war der Mann verloren, das war offensichtlich.
Egal, wer er war und warum er sich mit der Schaufel in die Tiefe des Grabes wühlen wollte, sie mußten, ihn retten, denn er wußte, wo sie sich befanden, und vielleicht konnte er ihnen auch verraten, welchen Weg sie einschlagen mußten, um zu Tony Ballard und Tucker Peckinpah zu gelangen.
»Komm!« stieß der Ex-Dämon leise hervor.
Fünf, sechs Krähen attackierten den Mann. Er wehrte sich heldenhaft, blutete aus mehreren Wunden und setzte alles, was er zu bieten hatte, gegen die gefiederten Angreifer ein. Er drosch mit der Schaufel nach ihnen, schlug sie aus der Luft herunter, und wenn sie auf den Boden fielen, hieb er noch einmal auf sie ein.
Aber sie waren zu viele, und er hielt diese Anstrengung nicht durch. Schwarze Flügel klatschten ihm ins Gesicht. Er konnte zeitweise nichts sehen, und das nützten die Tiere stets sofort aus.
Sie hätten ihn getötet, wenn er nicht unerwartet Hilfe von Roxane und Mr. Silver bekommen hätte. Die beiden sprangen auf und hetzten über die Gräber. Sie trennten sich und griffen die Satanskrähen von zwei Seiten an.
Blitznadeln zuckten aus Roxanes Fingerspitzen. Die hellen Geschosse hieben in einen gefiederten Körper, der sich in der Luft überschlug und auflöste.
Mr. Silver packte eine Krähe, die sich in den Nacken des Mannes verkrallt hatte. Der Mann brach zusammen. Mr. Silver zersetzte die Krähe mit einem heftigen Magieschock.
Jetzt konzentrierten sich die Angriffe der Vögel auf ihn und Roxane.
Doch die Hexe aus dem Jenseits und der Ex-Dämon wußten sich zu schützen. Ihre Konterschläge waren für die schwarzen Vögel stets tödlich.
Sobald sie den letzten gefiederten Feind vernichtet hatten, zerrte Mr. Silver den verletzten Mann hoch. Er warf ihn sich über die Schulter und verließ mit ihm den Friedhof.
Roxane folgte den beiden. Aufmerksam beobachtete sie den roten Himmel, denn es war möglich, daß neue Vögel kamen. Doch im

Moment waren keine zu entdecken.
Sie entfernten sich etwa hundert Meter vom Friedhof. In einer Senke, unter den weit ausladenden Ästen eines dürren Baumes, ließ Mr. Silver den Mann von seiner Schulter gleiten. Er legte ihn auf den Boden, und im selben Moment zog neben ihm Roxane geräuschvoll die Luft ein.
Aus der Stirn des Mannes ragten zwei stumpfe Hörner.
»Wir haben einem Teufel das Leben gerettet!« entführ es der Hexe aus dem Jenseits.

***

Sand, Sand, nichts als Sand…
Und Hitze!
Die Glasfalle wurde allmählich zu einem Brutofen, aber ich entdeckte keine Sonne über uns. Die Hitze kam nicht von oben. Sie entstieg dem Sand und ließ die Luft flimmern.
Ich konnte mich nicht entsinnen, daß ich mich schon einmal so einsam und verlassen gefühlt hatte. Ich hatte gelernt, mich mit den aussichtslosesten Situationen abzufinden.
Auf alle Gefahren konnte ich mich mehr oder weniger gut einstellen, und ich war bisher immer entschlossen gewesen, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen.
Aber da hatte ich mich *bewegen* können!
Ich hatte Tucker Peckinpah gesagt, ich wäre sicher, daß wir noch eine Chance hätten. Meine Zuversicht schmolz in diesem Moment wie Eis in der Sonne, und ich schien mich ebenfalls langsam, aber sicher in Schweiß aufzulösen.
Wenn ich zwischen diesen verfluchten Glasplatten blieb, war mein Schicksal besiegelt. Solange ich mich nicht bewegen, nicht verteidigen, nicht kämpfen konnte, war ich ein Todeskandidat.
Ich besaß Waffen, aber ich kam nicht an sie heran, und diese Hitze machte mich mürbe. In breiten, salzigen Bächen rann mir der Schweiß über das Gesicht. Ich hatte ein quälendes Brennen in den Augen und spürte, wie mit jedem Schweißtropfen Kraft aus meinem Körper sickerte.
Verdammt, Kanutto! schrie es in mir. Das hast du gut eingefädelt!
Großartig hatte er mich ausgetrickst, der Exekutor der Hölle. Asmodis konnte mit ihm zufrieden sein. Ich fragte mich, ob ich den Höllenfürsten zu Gesicht bekommen würde.
Er kannte meinen Namen. Meine Erfolge hatten mich in den Dimensionen des Schreckens bekannt gemacht. Bei weitem nicht alle, aber viele Schwarzblütler wußten, wer Tony Ballard war, und sie wünschten mir alle den Tod.
Keiner von ihnen hätte einen Finger für mich gerührt.

Keiner?

Nun, das stimmte nicht ganz. Mago, der Schwarzmagier und Jäger der abtrünnigen Hexen, hatte sich schon auf meine Seite geschlagen. Aber nur dann, wenn er damit seinem größten Feind Atax, der Seele des Teufels, eins auswischen konnte.

Die beiden waren einander spinnefeind, seit Atax dafür gesorgt hatte, daß Mago das Höllenschwert an Mr. Silver verlor. [1]

Niemand glaubte, daß Mago das seinem Feind jemals verzeihen würde.

Unsere Gegner standen seit jenen Ereignissen auf der Affenwelt Protoc in zwei feindlichen Lagern, wovon wir profitierten. Einigkeit hätte die Streiter der schwarzen Macht stark gemacht. Vielleicht sogar unbesiegbar, aber einig waren sie sich noch nie gewesen, und nun würden sie es erst recht nicht sein.

Wenn sich Atax ruhmreich hervortun wollte, unternahm Mago stets alle Anstrengungen, um diese Pläne zu durchkreuzen, und das war meinen Freunden und mir schon verschiedentlich zugute gekommen.

Aber hier hatte Atax, die Seele des Teufels, seine Hand nicht im Spiel. Hier führte ein anderer Regie: Asmodis, der Höllenfürst! Und das bedeutete, daß ich auf Magos Hilfe nicht zu hoffen brauchte.

Vermutlich wußte der Schwarzmagier nicht einmal von meinem Schicksal.

Er war trotz allem mein Feind, und wenn er gewußt hätte, wie es um mich stand, hätte er sich bestimmt begeistert die Hände gerieben. Großer Gott, ich bildete mir ein, ihn lauthals und höhnisch lachen zu hören.

Ich schloß die Augen. Durst quälte mich, und meine Mundhöhle war schmerzhaft trocken.

Ich muß raus! hämmerte es in meinem Kopf. Ich muß hier raus!

Ich! Ich! Ich! Ich dachte nur noch an mich, das erschreckte mich. An Tucker Peckinpah verschwendete ich keinen Gedanken mehr. Hatte ich die Hoffnung aufgegeben, daß er noch lebte?

»Peckinpah!« entfuhr es mir. Ein neuer, verzweifelter Schrei war es, und endlich reagierte der Industrielle darauf. Seine Augen öffneten sich langsam, die Lider flatterten, senkten sich wieder.

Aber nun wußte ich, daß mein Partner lebte, und das erfüllte mich mit einer unbeschreiblichen Freude.

»Tony«, flüsterte er mit tonloser Stimme. »Wie ist es möglich, daß ich noch nicht tot bin?«

»Sie sollten sich darüber freuen.«

»Was hält ein Mensch von sechzig Jahren aus?«

»Mehr, als Sie sich zutrauen. Kopf hoch, Partner!«

»Diese Hitze«, stöhnte der Industrielle. »Ist Ihnen auch so heiß? Der Teufel will uns rösten… Was ist mit der Chance, die wir angeblich

noch haben?«
»Sie wird kommen.«
»Sie sind ein unverbesserlicher Optimist, Tony.«
»Sie sollten sich an mir ein Beispiel nehmen«, sagte ich. Seit es gewiß war, daß Peckinpah lebte, ging es mir um einige Teilstriche besser.
Vor uns bewegte sich plötzlich der grobkörnige Sand. Mir schwante nichts Gutes. Tucker Peckinpah hatte noch nichts wahrgenommen. Er hatte noch nicht einmal bemerkt, daß er blutete. Ich hatte nicht die Absicht, ihn darauf aufmerksam zu machen. Vielleicht später, jetzt nicht.
Kleine Grübchen bildeten sich im Wüstensand - an mehreren Stellen. Sie wurden zu Trichtern, in die der Sand rieselte.
Und plötzlich schnellte aus einem dieser Trichter etwas hoch. Knallrot war es, wurmartig. Aber es war kein Wurm und auch keine Schlange. Es handelte sich um einen Tentakel, um einen Fangarm, und in der nächsten Sekunde kamen auch die anderen zum Vorschein.
Als Tucker Peckinpah sie sah, wich alle Farbe aus seinem Gesicht. Die Arme des Wüstenkraken spannten sich in alle Richtungen aus. Sie reckten sich hoch, ihre Enden bogen sich nach unten und setzten im Sand auf.
Acht Tentakeln mit zuckenden, pulsierenden Saugnäpfen. Acht Beine, auf die sich der Kopffüßler stützte. Sie hoben einen klumpigen Körper aus der Tiefe des Sandes. Die Körner rieselten an ihm ab.
Große schwarze Augen starrten mich an. Der rote Krake schien verdammt hungrig zu sein, und Menschen schienen ihm am besten zu schmecken. Vielleicht waren wir so etwas wie eine Delikatesse auf seinem Speisezettel.
Tucker Peckinpah musterte das rote Untier aufmerksam, und seiner Kehle entrang sich ein scharfer Laut.
»Tony!« zischte er gleichzeitig, als erhoffte er sich von mir Hilfe.
Aber ich konnte weder für ihn noch für mich etwas tun.
»Dieser Höllenkrake… Er wird uns…«, stammelte der Industrielle.
»Das kann er nicht«, sagte ich, um meinem Partner Mut zu machen. »Jetzt ist es für uns auf einmal ein Segen, daß wir in dieser magischen Glasfalle stecken, denn sie schützt uns vor diesem Biest.«
»Sind Sie sicher?«
»Aber ja doch.«
»Und wenn er einen Trick kennt, die harte Schale zu knacken?«
»Denken Sie doch nicht immer gleich an das Schlimmste«, sagte ich, und meine Stimme kam mir in diesem Moment ziemlich fremd vor.

***

Auf Teufel war Roxane allergisch. Sie sprang einen Meter zurück, hob die Hände und spreizte die Finger. Mr. Silver wußte, was sie tun

wollte. Sie hatte die Absicht, den Teufel zu vernichten.
Er sprang schnell dazwischen. »Nein, Roxane, tu es nicht.«
»Aber sieh seine Hörner! Er ist ein Schwarzblütler! Wenn wir ihn am Leben lassen, wird er die erstbeste Gelegenheit dazu nützen, um uns in den Rücken zu fallen. Man darf keinem von ihnen trauen.«
»Er kann uns helfen.«
»Bist du von Sinnen? Von einem Teufel willst du dir helfen lassen? Von einem *Teufel*? Das ist nicht dein Ernst!«
Der Gehörnte war zwar groß, breitschultrig und muskulös, aber man sah ihm an, daß er noch sehr jung war. Glatt war die Haut seines Gesichts. Wenn er ein Mensch gewesen wäre, hätte man sagen können, er stünde auf der Schwelle vom Jüngling zum Mann.
»Laß mich nur machen, Roxane«, bat Mr. Silver. »Ich achte schon darauf, daß er uns nicht gefährlich werden kann.«
»Wenn du auf seine Dankbarkeit spekulierst, weil wir ihm das Leben gerettet haben… Dieses Wort kennt er nicht, darauf kannst du Gift nehmen.«
»Er lebt hier. Er weiß, wo wir uns befinden und kann uns zeigen, wie's weitergeht. Er ist wertvoll für uns«, sagte Mr. Silver. »Sollte er auch nur einen Versuch machen, uns anzugreifen, überlebt er das nicht. Mein Wort darauf.«
Das schwarzhaarige Mädchen beruhigte sich einigermaßen, aber wohl fühlte sich Roxane bei der Sache nicht. Sie brachte dem jungen Teufel eine Waggonladung voll Mißtrauen entgegen.
Aber sie unternahm nichts gegen ihn.
Mr. Silver wandte sich dem Gehörnten zu. »Wie heißt du?« fragte er.
»Valerian«, kam es dünn über die Lippen des Teufels. »Ihr habt mir das Leben gerettet.«
»Ich hoffe, du weißt das zu würdigen.«
»Wer seid ihr?«
»Ich bin Mr. Silver. Das ist meine Freundin Roxane. Sie ist eine Hexe. Du hast gehört, was sie vorhin sagte. Sie mißtraut dir. Sie fühlt sich von dir bedroht.«
»Du brauchst keine Angst vor mir zu haben, Roxane«, sagte Valerian.
»Wenn du mit gezinkten Karten spielst, sorge ich dafür, daß du das nicht überlebst. Ist das klar?« sagte Mr. Silver hart.
Der junge Teufel nickte. »Ich habe nicht die Absicht, etwas gegen euch zu unternehmen, schließlich stehe ich tief in eurer Schuld.«
»Hört sich reichlich ungewöhnlich an aus dem Mund eines Teufels«, sagte Roxane nach wie vor argwöhnisch.
»Du verkennst mich«, beteuerte Valerian. »Ich bin harmlos.«
»So siehst du nicht aus«, sagte Roxane.
»Wo befinden wir uns hier?« wollte Mr. Silver wissen.
»Das wißt ihr nicht?« fragte Valerian überrascht.

»Würde ich fragen, wenn ich's wüßte?« gab der Ex-Dämon schneidend zurück.

»Woher kommt ihr?« erkundigte sich der junge Teufel.

»Von der Erde«, antwortete Mr. Silver.

»Von der Erde«, echote Valerian. »Dort wollen wir hin.«

»Wir?« fragte Mr. Silver aufhorchend.

»Gismina, Beato und ich.«

»Wer sind Gismina und Beato?« fragte der Ex-Dämon.

»Sie sind Geschwister.«

»Teufel wie du?«

»Ja«, antwortete Valerian.

Mr. Silver kniff die Augen zusammen. »Ihr wolltet die Erde heimsuchen?«

Valerian schüttelte den Kopf. »Nicht heimsuchen. Sie sollte unser Zufluchtsort sein. Wir wollten uns dort verstecken. Wir hatten erfahren, daß es dort möglich ist, ein Leben in Frieden zu führen.«

»Du verwirrst mich immer mehr, Valerian«, sagte Mr. Silver. »Du siehst aus wie ein beinahe unbezwingbarer Höllenkrieger, bezeichnest dich als harmlos und suchst nach einem Ort, wo du in Frieden leben kannst. Das paßt irgendwie nicht zusammen.«

»Du läßt dich von meinem Äußeren täuschen«, sagte der junge Teufel. »Ich kann nichts dafür, daß ich als Teufel geboren wurde. Seit ich lebe, versuche ich, mich damit abzufinden, aber es gelingt mir nicht. Ich verabscheue es, zu kämpfen.«

»Vorhin hast du dich aber nicht schlecht geschlagen.«

»Ich habe mich verteidigt, aber ich hätte den Kampf verloren, wenn ihr nicht eingegriffen hättet.«

»Wir wissen immer noch nicht, wo wir uns befinden«, sagte Mr. Silver. »Weißt du, wer Kanutto ist?«

»Nein.«

»Ein Exekutor der Hölle.«

»Ich habe gehört, daß es diese Wesen gibt«, sagte Valerian.

»Asmodis hat ihn auf die Erde geschickt«, erklärte Mr. Silver.

»Wir haben einen guten Freund… Tucker Peckinpah ist sein Name… Er wurde in die siebente Hölle entführt und konnte fliehen, und Kanutto wurde auf seine Spur gesetzt. Er hat Tucker Peckinpah gefunden und - zusammen mit einem weiteren Freund von uns - zurückgeschickt. Und dann wollte er auch noch Roxane töten…« Der Ex-Dämon sprach von der Entführung, die er zum Glück verhindern konnte, und wie sie aus dem Glasnebel geflogen waren.

Nun kannte sich Valerian aus. »Ihr habt die Orientierung verloren«, sagte er.

»Könnte man behaupten«, gab Mr. Silver zu.

»Ihr befindet euch in einer Dimension, die der Hölle vorgeschoben

ist«, sagte der junge Teufel.
»Hat sie einen Namen?« fragte Roxane.
»Nein.«
»Wer lebt hier außer den Krähen?« wollte die weiße Hexe wissen. »Was ist das für ein Friedhof? Wer liegt dort begraben? Wieso wolltest du eines der Gräber öffnen?«
»Ich bin mit Gismina und Beate befreundet. Ich liebe Gismina…«
»Liebe ist ein Wort, das es für einen Teufel nicht gibt«, behauptete Roxane.
Valerian nickte. »Daran siehst du, daß ich anders bin.«
»Sind Gismina und Beato wie du?« fragte Mr. Silver.
»Ja. Deshalb hielten wir es in der Hölle nicht mehr aus. Wir flohen, aber wir kamen nicht weit.« Der junge Teufel wandte sich an Roxane. »Was für ein Friedhof das ist, wolltest du wissen. Man nennt ihn Friedhof der Abtrünnigen. Gismina und Beato liegen dort begraben. Ich wollte Gismina befreien.«
»Befreien?« fragte Roxane verwundert. »Wenn sie begraben ist, ist sie doch tot.«
»Eben nicht. Dieser Friedhof untersteht anderen Gesetzen. Gismina und Beato sind zwar begraben, aber sie leben noch. Sie sind gezwungen, zu warten…«
»Worauf?« fragte Mr. Silver.
»Auf Jacho, den Bestrafer. Wenn er erscheint, sind sie verloren. Grauenvolles wird dann mit ihnen passieren. Er wird ihnen die Seelen aus dem Körper reißen. Ihr habt die schwarzen Vögel gesehen. Das sind alles Seelen, die Jacho umgewandelt hat. Seelen von Abtrünnigen, die hier begraben sind. Begraben, aber nicht tot, solange ihre Seelen leben. Sie liegen unter der Erde und können nicht verhindern, daß ihre Seelen Böses tun. Es ist eine schreckliche Qual für die Abtrünnigen. Eine Pein, die erst endet, wenn man den Seelenvogel vernichtet.«
»Das steht Gismina und Beato bevor?« fragte Roxane.
Valerian nickte. »Wenn ich sie nicht rette.«
»Du hättest diesen Rettungsversuch beinahe mit deinem Leben bezahlt«, sagte Mr. Silver.
»Ich kann meine Freunde doch nicht im Stich lassen. Der Bestrafer darf ihnen nicht die Seele nehmen.«
»Wie gelangten deine Freunde in die Gräber?« wollte Mr. Silver wissen.
»Sie gerieten in Jachos magische Fallen. Es gibt sie überall. Wem es gelingt, die Hölle zu verlassen, der ist noch lange nicht in Sicherheit. Erst wenn man Jachos Gebiet hinter sich hat, darf man allmählich hoffen. Wir haben es nicht geschafft, dieses Gebiet unbeschadet hinter uns zu lassen«, fügte er traurig hinzu. »Scheint so, als würde sich

unser Schicksal hier erfüllen.«

Langsam faßte Roxane Vertrauen. Valerian schaute sehr unglücklich drein. Er schien die Wahrheit zu sagen. In der Verfassung, in der er sich befand, kann man sich nicht mehr so gut verstellen.

Der junge Teufel sagte: »Ohne Gismina gehe ich von hier nicht fort. Wenn Jacho sie bestraft, kann er auch mich haben. Ich werde mich nicht wehren.«

»Laß den Kopf nicht hängen«, sagte Mr. Silver aufmunternd. »Noch leben Gismina und Beato. Und du hast zwei neue Freunde gefunden: Roxane und mich.«

***

VALERIAN

Laßt mich erzählen, wie alles begann. Gismina und Beato lebten wie ich bei Cheetas, dem grausamen Seelenfänger. Er zieht mit seinen Horden durch die Dimensionen. Keine Welt ist vor ihm sicher. Er bringt den Lebenden den Tod, versklavt ihre Seelen und verschachert sie an die Hölle.

Als wir noch Kinder waren, begriffen wir nicht, was unter Cheetas' Befehl passierte. Wir hatten keine Eltern, waren Waisen, wuchsen kaum beachtet heran, waren uns zumeist selbst überlassen.

Irgendwann fiel uns auf, daß wir anders dachten und fühlten als jene, bei denen wir lebten. Für sie war das Böse gut und das Gute schlecht.

Sie verherrlichten das, was wir verabscheuten, und wir hatten Angst, uns zu verraten.

Wir verstellten uns, täuschten jene, die uns prüften, aber wir täuschten sie nicht gut genug. Sie durchschauten uns, bezeichneten uns als Fehlgeleitete und warnten uns vor den Folgen.

Sie faßten uns härter an, ließen uns kaum noch Freiheit, versuchten uns ihren Willen aufzuzwingen, uns auf den »richtigen Weg« zu bringen.

Doch wir wollten uns nicht »geradebiegen« lassen. Man nannte uns störrisch und unbelehrbar und prophezeite uns ein schreckliches Ende, wenn wir nicht zur Einsicht kämen. Immer wieder wurden wir hart und grausam bestraft. Man wollte unseren Willen um jeden Preis brechen. Wir führten ein schreckliches Leben.

Aber je mehr sie uns antaten, desto mehr schlossen wir uns zusammen und trotzten jenen, die uns das Leben zur Qual machten. Es wäre sofort alles anders geworden, wenn wir klein beigegeben hätten, aber das kam für uns nicht in Frage.

Was immer man gegen uns unternahm, es schmiedete uns zusammen. Wir hatten sogar das Gefühl, daß es uns stark machte. Mit vereinten Kräften trotzten wir unseren Peinigern, und wir träumten von einem Leben in einer anderen Dimension, wo wir Frieden und Ruhe hatten.

Wir wußten, daß es solche Welten gibt, aber wir fühlten uns noch nicht stark genug, um dorthin aufzubrechen.

Noch waren wir zu jung, um von Cheetas ernst genommen zu werden. Noch hatte er mit uns Geduld, aber wir reiften heran, und der Tag rückte unaufhaltsam näher, wo Cheetas uns befehlen würde, wir sollten uns in seine Horde eingliedern.

Bisher hatte es noch niemand gewagt, sich Cheetas' Befehl zu widersetzen. Wir wußten, was uns erwartete, wenn wir es taten. Dennoch waren wir fest entschlossen, nicht zu gehorchen…

***

Der rote Krake schob sich auf uns zu. Ich hatte Tucker Peckinpah Mut zugesprochen, doch viel schien ich mit meinen Worten nicht erreicht zu haben.

Grauenerregend sah dieses achtarmige Biest aus. Es stelzte über den Sand wie eine gigantische Spinne.

Der starre Blick des näherkommenden Feindes bohrte sich in meine Augen. Ich hätte viel darum gegeben, mich ihm stellen zu können.

Bot das Glas, in dem wir gefangen waren, genügend Schutz?

Der Industrielle atmete schnell. Er sprach es nicht aus, aber ich sah ihm an, daß er glaubte, wir wären verloren. Der Sandkrake richtete sich auf, sobald er das Glas erreichte.

Zwei von seinem Armen tasteten das glatte, völlig durchsichtige Material ab. Ich hoffte, daß ihn Kanuttos Magie abschrecken, vertreiben würde, doch er störte sich nicht daran.

Wie Würmer krochen die Fangarme hoch. Ich beobachtete, wie sich die Saugnäpfe öffneten. Sie sonderten ein helles Sekret ab, das verdammt aggressiv war und das Glas angriff.

Würde sich das Sekret durch das magische Glas fressen? Der rote Krake kroch höher. Mit allen acht Tentakeln klebte er auf dem Glas. Deutlich konnte ich die Unterseite des Scheusals sehen. Da war ein Mund, der wie ein Papageienschnabel aussah. Er war halb geöffnet, und ich sah zwei Reihen schwarzer Zähne.

Der Krake kroch zu Peckinpah weiter, eine brodelnde, dampfende Sekretspur hinterlassend. Sie zerstörte die Glasstruktur, veränderte sie, wandelte sie um.

Das Glas wurde weich, trüb, schleimig.

Er kann an uns heran! dachte ich, nervös. Wir sind so sicher vor ihm wie eine Muschel vor dem Seestern - nämlich gar nicht!

***

VALERIAN

Es war früher Morgen, und die Nebel krochen von der Mitte des schwarzen Sees auf das stille, einsame Ufer zu. Ich hatte meine

Behausung verlassen, bevor es hell geworden war, und wartete nun, versteckt im Schilf, auf Gismina.

Cheetas war mit seinen Streitern unterwegs.

Wenn er zurückkam, würde es in meinem Leben eine bedeutende Veränderung geben, hatte er gesagt. Ich wünschte mir, daß er in einem der zahlreichen Kämpfe, die er herausforderte, den Tod fand.

Jedesmal, wenn er uns verließ, begleitete ihn so ein Wunsch von mir, aber es mochten noch so viele auf der Strecke bleiben, Cheetas war nie dabei.

War es nur Glück, das ihn immer wieder heil zurückkehren ließ? Oder war er um so viel besser als. alle, die er befehligte?

Ein Geräusch drang an mein Ohr, und ich fuhr herum. Meine Hand zuckte zum Dolch. In letzter Zeit waren in der Nähe unserer Behausungen Blutkäfer gesehen worden.

Wenn Cheetas loszog, blieben nur Greise, Krüppel und Kinder zurück. Ich war zwar kein Kind mehr, aber auch noch kein Mann. Ich war ein »Grenzfall«, und Cheetas hatte angekündigt, daß dies das letzte Mal wäre, daß er mich zurückließ. Beim nächstenmal würde ich mit ihm ziehen müssen.

Gismina und Beato übrigens auch, denn wir waren alle im gleichen Alter, und für Cheetas mußten auch Mädchen kämpfen.

Ich riß den Dolch aus dem Gürtel und duckte mich. Es lag erst zwei Tage zurück, da war ein alter Mann, der in den Kämpfen einen Arm und ein Auge verloren hatte, so einem Blutkäfer zum Opfer gefallen. Als man ihn fand, war er nicht wiederzuerkennen. Völlig blutleer war sein Körper gewesen.

Meine Muskeln spannten sich. Ich wartete auf einen Angriff. Oder war es nur Gismina gewesen, die dieses Geräusch verursacht hatte?

»Gismina?« fragte ich unsicher in das Schilf hinein.

»Ja«, kam es dünn zurück.

Ich entspannte mich. Aber nur für einen Augenblick, dann war mein Mißtrauen sofort wieder voll da, denn mir war eingefallen, daß es diesen Blutkäfern möglich war, unsere Stimmen zu imitieren. Sie machten das nicht mit Stimmbändern wie wir. Sie erzeugten die Laute mit ihren Flügeln, die sie in entsprechende Schwingungen versetzten.

»Wo bist du, Gismina?« fragte ich argwöhnisch.

»Hier.«

Handelte es sich tatsächlich um ihre Stimme, oder täuschte mich nur ein gefährlicher Satanskäfer?

»Komm zu mir«, verlangte die Stimme.

Meine Zweifel, daß es Gismina war, nahmen zu, denn Gismina hatte bisher kein einziges Mal meinen Namen genannt.

»Komm!« sagte die Stimme. Nicht: »Komm, *Valerian.*«

Ich forderte sie auf, meinen Namen zu rufen.

Sie tat es nicht. »Wozu?« fragte sie statt dessen. Da wußte ich, daß ich es nicht mit Gismina zu tun hatte. Ich zog mich zurück. »Gismina« folgte mir. Ich vernahm deutlich die Geräusche, die sich auf mich zu bewegten.

Ich zog mich hinter einen Baum zurück, war schrecklich aufgeregt.

»Komm zu mir!« rief die Stimme wieder.

Ich blickte hoch. Es war nicht schwierig, auf den Baum zu klettern. Ich tat es sogleich, und als ich mich vorsichtig über einen der dicken Äste schob, konnte ich von oben in das Schilf blicken.

Jetzt sah ich ihn. Groß, furchterregend und pechschwarz war er. Mich schauderte, als ich sah, wie er die Flügel schwirren ließ.

»Komm her!« *sagte* der Blutkäfer.

Sein Körper glänzte, als wäre er mit Öl eingerieben.

Er stand auf sechs stämmigen Beinen, und sein Kopf endete in starken, geweihähnlichen Zangen. Wer davon erfaßt wurde, war verloren.

Zum ersten Mal sah ich einen Blutkäfer so nahe. Ich hatte Angst. Noch mehr aber fürchtete ich um Gismina, die jeden Augenblick eintreffen konnte.

Dann würde der Satanskäfer über sie herfallen…

Mein Herzschlag setzte aus, als ich sie kommen sah. Zart und geschmeidig war ihr Körper. Sie hatte kurzes schwarzes Haar, ein schönes Gesicht und Hörner, die kleiner waren als meine, ragten aus ihrer Stirn.

Der Blutkäfer hatte sie schon bemerkt. Er drehte sich um. Gismina hörte das Rascheln im Schilf und blieb stehen.

»Valerian?«

»Ja« *sagte* der Käfer, und Gismina ging auf ihn zu.

Ich wurde fast verrückt vor Angst, als ich sah, wie sich der Satanskäfer duckte. Weit öffneten sich seine tödlichen Zangen, die Gismina zum Verhängnis werden sollten. »Hier bin ich!« ließ der Käfer sie wissen. »Hier!«

»Nein!« schrie ich auf dem Baum. »Bleib stehen, Gismina! Geh keinen Schritt weiter! Du bist in großer Gefahr!«

Sie reagierte mit Verzögerung, machte noch einen Schritt, bevor sie anhielt. Damit brachte sie sich in die Reichweite des Käfers.

Sie war verwirrt, und das nützte das Insekt aus. Es griff Gismina an. Blitzschnell durchbrach der Käfer das Schilf. Als Gismina ihn sah, stieß sie einen entsetzten Schrei aus. Gleichzeitig sprang sie zurück. Dabei stolperte sie und fiel.

Ich dachte, sie wäre verloren, denn der Blutkäfer war sofort bei ihr.

»Gismina!« schrie ich wie von Sinnen.

Auch sie schrie und der Satanskäfer richtete seine Zangen auf ihre Kehle…

***

»Tony«, stöhnte Tucker Peckinpah. »Er zersetzt mit seinem Sekret das Glas!«

»Sehen Sie's von der positiven Seite!« riet ich dem Industriellen. »Wenn uns das Glas nicht mehr festhält, sind wir frei.«

»Freigelegt für diesen verdammten Kraken, damit er uns fressen kann«, preßte Tucker Peckinpah gequält hervor.

»Wenn wir frei sind, können wir uns wehren«, sagte ich.

Der Krake hockte jetzt direkt vor Tucker Peckinpahs Gesicht. Fächerförmig waren die Tentakeln angespannt, und der Kopf-Körper des Scheusals näherte sich dem Antlitz des Industriellen.

Ich beobachtete, wie sich das Papageienmaul öffnete und konnte mir vorstellen, wie es jetzt in Tucker Peckinpah aussah. Das rote Biest setzte die Zähne an das magische Glas. Es gab einen schrillen Laut, der uns durch Mark und Bein ging, als die schwarzen Zähne über das Glas ratschten.

»Er will sich zu mir durchfressen!« keuchte Peckinpah.

Wenn ich ihm nur beistehen könnte, dachte ich aufgewühlt.

Ich blies meinen Brustkorb auf, soweit dies möglich war, und versuchte, die Glaswände auseinanderzudrücken, aber sie bewegten sich keinen Millimeter.

Wieder peinigte dieses schrille Geräusch meine Ohren. Ich sah, wie Glasspäne in den Wüstensand fielen. Der Krake hatte sie ausgespuckt, und er machte weiter.

Das Glas war nicht widerstandsfähig genug, um ihn abzuhalten. Er würde es schaffen, sich zu Tucker Peckinpah durchzubeißen. Das war nur eine Frage der Zeit.

Der Industrielle schwitzte Blut und Wasser.

Immerhin hatte er einen grauenvollen Tod vor Augen. Selbst mir ging das gehörig an die Nieren, wenn ich auch im Moment nicht unmittelbar bedroht war.

An der Stelle, wo die Krakenzähne über das magische Glas ratschten, bildete sich eine Vertiefung. Auch Peckinpah wollte freikommen, doch ihm stand weniger Kraft zur Verfügung als mir, deshalb war seine Aussicht auf Erfolg noch geringer.

Die Sekretspur zog sich diagonal über das Glas und endete vor meinem Freund und Partner. Sie ätzte sich durch das Glas, und ich fragte mich, wie mein Körper darauf reagieren würde.

Würde das Sekret mich ebenso zersetzen wie das Glas, wenn ich damit in Berührung kam? Ich befürchtete es.

Aber ich war so vermessen, mir auch Chancen auszurechnen. Irgendwann würde das magische Glas so dünn sein, daß ich es aufdrücken konnte. Wenn ich den genau richtigen Zeitpunkt erwischte, konnte ich einen Kontakt mit dem Sekret hoffentlich

vermeiden.

Dann war ich frei und konnte etwas gegen den roten Kraken unternehmen.

Aber die Zeit drängte, denn wenn sich das verdammte Biest schneller durch das Glas gefressen hatte als sein Sekret, war Tucker Peckinpah verloren!

***

VALERIAN

Mit dem Mut der Verzweiflung sprang ich vom Baum. Gisminas Schreie stachen mir wie glühende Nadeln ins Trommelfell. Sie durfte dem Blutkäfer nicht zum Opfer fallen. Da ich hoch hinaufgeklettert war, kam es mir vor, als wollte mein Fall kein Ende nehmen, und als ich unten ankam, stieß mir die Aufprallwucht fast die Beine aus den Hüftgelenken.

Ich fiel um, kämpfte mich sofort wieder hoch und eilte Gismina zu Hilfe.

Sie lag auf dem Rücken, ihr Gesicht war angstverzerrt. Als die Zangen zuschnappten, stemmte sie ihre Füße gegen die Unterseite des Satanskäfers.

Sie stieß sich ab und rutschte ein Stück von dem schwarzen Käfer weg.

Der Satanskäfer *lachte* mit den Flügeln. Es hörte sich schaurig an. Meine Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen: Ich glaubte Gismina bereits verloren.

Als ich sah, daß die gefährlichen Zangen sie verfehlten, faßte ich jedoch noch einmal Mut. Ich stieß mich ab, flog gestreckt durch die Luft, auf den Käfer zu.

»Tod!« rief er. »To…«

Ich prallte auf ihn und erstickte seine »Stimme«. Mit der linken Hand griff ich nach der linken Schere des Feindes. Mit der rechten, die den Dolch hielt, stach ich zu. Ich wußte, daß es nicht leicht war, diese Blutkäfer zu töten. Sie besaßen einen gepanzerten Körper.

Nur zwischen Kopf und Flügelansatz gab es eine Stelle, die nicht geschützt war, aber die mußte man erst einmal treffen.

Mein erster Stich verfehlte dieses Ziel. Die Dolchklinge traf den flachen Kopf des Käfers, und es war, als wäre die Dolchspitze auf polierten schwarzen Marmor gestoßen.

Der Dolch wurde abgelenkt. Ich schlug mir die Knöchel blutig.

»Weg, Gismina!« schrie ich. »Bring dich in Sicherheit!«

Abermals stemmte sie sich gegen den Blutkäfer und stieß sich ab. Dann rollte sie herum, sprang auf und lief einige Schritte weit.

Zitternd preßte sie die Fäuste gegen ihre Wangen, und mit großen, furchtgeweiteten Augen verfolgte sie meinen kräfteraubenden Kampf

gegen den Satanskäfer.

Er wollte mich abschütteln, stieß mich mit den harten Flügeln hoch, versuchte mich damit zu treffen und ich bekam auch tatsächlich einen fürchterlichen Schlag gegen die Schläfe.

Ich war benommen, trübe Schleier wehten vor meinen Augen. Ich hatte entsetzliche Angst, daß der Blutkäfer Oberhand gewinnen könnte.

Der große Käfer war ungemein stark. Ich vollführte einen wilden Ritt auf seinem Rücken. Er ließ sich zur Seite fallen, wollte sich herumwälzen, damit ich unter ihm zu liegen kam, doch ich spreizte die Beine ab und ließ es nicht zu.

Halb blind vor Angst und Wut stach ich immer wieder auf meinen Gegner ein. Ich zielte nicht, hoffte nur, daß ich irgendwann die verletzbare Stelle treffen würde.

Und noch etwas hoffte ich: daß die Klinge nicht brach, denn womit hätte ich den Satanskäfer dann noch vernichten sollen?

Abermals traf mich der Käfer mit seinem Flügel. Diesmal zwischen die Hörner. Mir drohten die Sinne zu schwinden. Ich konnte mich nicht länger festhalten, rutschte seitlich ab und landete auf dem Boden.

Ich lag reglos da, und wenn Gisminas verzweifelter Schrei meine Lebensgeister nicht noch einmal wachgerüttelt hätte, wäre ich verloren gewesen.

Ich bäumte mich auf, stieß die zuschnappenden Zangen hoch und sprang auf die Beine.

Plötzlich konnte ich glasklar sehen und denken. Für wenige Augenblicke war ich unbegreiflich ruhig, und ich wußte genau, was ich tun mußte.

Ich sprang nach rechts. Der Blutkäfer drehte sich, aber ich schnellte gleich wieder nach links, und dann kam mein Dolch endlich ins Ziel.

Knapp hinter dem Kopf sauste die Klinge in eine tiefe Kerbe und traf den Lebensstrang des Feindes. Er zuckte heftig, dann fielen die Zangen kraftlos auseinander, die Beine streckten sich und die Flügel standen seitlich ab.

Was ich kaum noch für möglich gehalten hatte, war mir doch noch geglückt. Ich hatte den Blutkäfer besiegt. Mit Tränen in den Augen lief Gismina auf mich zu.

Schwer keuchend hatte ich mich aufgelichtet und den Dolch weggesteckt. Gismina warf sich schluchzend in meine Arme und gestand mir stockend: »Ich hatte entsetzliche Angst um dich, Valerian.«

Mich befielen schmerzhafte Muskelkrämpfe. Ich versuchte sie nicht zu beachten. Ich war glücklich, Gismina das Leben gerettet zu haben.

»Was für ein Morgen«, sagte ich bitter und strich mit der Hand, die

noch zitterte, über Gisminas weiches Haar.

Gismina klammerte sich an mich, als hätte sie Angst, mich zu verlieren.

Wir trafen uns nicht zum ersten Mal zu dieser frühen Stunde am See, doch noch nie waren wir so in Gefahr gewesen wie heute. Wir blieben zumeist eine Stunde, dann gingen wir Hand in Hand nach Hause.

Wir mußten ab und zu allein sein. Tagsüber war stets Beato bei uns. Ich hatte nichts gegen Beato, er war mein bester Freund, aber seine Schwester Gismina war mir lieber, und das konnte ich ihr nur am See zeigen, wenn wir allein waren.

Eine Stunde ungestörtes Glück - und das nicht jeden Tag. Es war nicht viel, aber wir begnügten uns damit. Und wir hofften, daß wir eines Tages mehr Glück bekommen würden.

Aber es stand nicht gut um diese Hoffnung. Düstere Wolken zogen an unserem Schicksalshorizont auf. Für Gismina, Beato und mich.

Ich führte Gismina fort von dem vernichteten Blutkäfer. Wir entfernten uns so weit von ihm, daß wir ihn nicht mehr sehen konnten. Glatt und still breitete sich das Wasser des schwarzen Sees vor uns aus. Ich zog Gismina an mich und küßte sie.

Wir liebten uns seit langem schon.

Liebe… Ein Gefühl, das die anderen nicht kannten. Haß, ja, der war ihnen nicht fremd, aber die Liebe ließ sich mit einem Teufel nicht vereinbaren.

Kein normal veranlagter Teufel kann lieben, kann Dankbarkeit empfinden, ist zu einer aufrichtigen Freundschaft fähig und hat den ungestillten Wunsch in sich, Gutes zu tun.

Wir waren seelische Mißgeburten, schwarze Schafe inmitten der bösen Teufelsschar, Abartige…

Gisminas Blick war traurig in die Ferne gerichtet. »Morgen kommt Cheetas zurück«, sagte sie leise und unglücklich.

Ich streichelte sie wieder und legte alle Zärtlichkeit, der ich fähig war, in diese Bewegung. »Denk nicht an morgen, Gismina.«

»Das muß ich, und du mußt es auch!« sagte sie besorgt.

»Ich will nicht. Nicht jetzt.«

»Du möchtest dich vor der Wirklichkeit verstecken, aber das geht nicht, Valerian. Sie findet dich überall. Du kannst laufen, wohin du willst, sie holt dich überall ein.«

Ich lächelte. »Wenn ich mich in deinen Armen verstecke, findet sie mich nicht.«

»Bitte, Valerian, laß uns ernst miteinander reden. Es geht um unsere Zukunft, um unser Leben. Wir können nicht so tun, als würde sich mit Cheetas' Rückkehr nichts für uns ändern. Wenn er zurückkommt, hat er immer Verluste zu beklagen. Als erstes füllt er diese Lücken auf. Diesmal werden wir dabei sein. Wir haben das Alter erreicht…«

Ich preßte die Kiefer trotzig zusammen. »Mit mir kann Cheetas nicht rechnen. Und mit dir und deinem Bruder auch nicht.«

»Cheetas fragt nicht lange«, sagte Gismina ernst. »Er befiehlt einfach.«

»Na schön, dann werde ich mich diesem Befehl eben widersetzen.«

»Das hat noch keiner gewagt.«

»Ich habe keine andere Wahl. Ich *kann* nicht mit ihm töten. Ich kann mich verteidigen, aber ich kann über niemanden herfallen, der mir nichts getan hat.«

»Auch Beato und ich können das nicht, aber Cheetas wird uns zwingen, Valerian. Bisher waren wir noch zu jung, um von ihm zu Kämpfern gemacht zu werden. Doch mittlerweile sind wir herangewachsen, und Cheetas wird keine Ausnahme machen. Er hat kein Verständnis für unsere Art.«

»Wenn er erfolgreich war, wird er mit sich reden lassen.«

»Das glaubst du doch selbst nicht, Valerian.«

»Ich werde ihn um eine Aussprache bitten und ihm unsere Situation darlegen. Ich werde ihm erklären, daß es sich mit unserem Gewissen nicht vereinbaren läßt…«

»Er kennt unsere Situation, und wir sind ihm schon lange ein Dorn im Auge«, behauptete Gismina. »Er wird dich zuerst auslachen, und wenn er zu lachen aufgehört hat, wirst du seine bodenlose Grausamkeit zu spüren bekommen.«

Gismina hatte recht, sie schätzte unsere Lage völlig richtig ein, aber ich wollte es nicht hören, deshalb legte ich ihr meine Finger auf den Mund.

»Kannst du nicht still sein?« fragte ich sanft. »Wir haben so wenig Zeit für uns. Mußt du sie auf diese unangenehme Weise vergeuden?«

Sie griff nach meiner Hand und zog sie nach unten. »Laß uns fliehen, Valerian. Wir haben hier keine Zukunft mehr. Es gibt so viele Welten, auf denen wir in Frieden leben können. Wenn wir bleiben, werden wir sterben.«

»Wenn wir fliehen, sterben wir erst recht. Cheetas wird uns verfolgen.«

»Wir hätten einen Vorsprung von einem Tag.«

»Wir wissen nicht, aus welcher Richtung Cheetas zurückkehrt. Wenn wir Pech haben, laufen wir ihm direkt in die Arme. Hast du mit Beato über eine Flucht gesprochen?«

»Ja.«

»Und? Was sagt er? Wie denkt er darüber?«

»Genau wie du.«

»Wir sehen die Dinge eben realistischer«, sagte ich.

Ich versuchte, meiner Stimme nicht anmerken zu lassen, wie es in mir aussah. Leider hatte Gismina soviel Wahres gesagt, und

vermutlich wäre Flucht wirklich die bessere Lösung gewesen, aber ich sagte mir, daß es doch irgendwie möglich sein mußte, Cheetas beizukommen.

Morgen, dachte ich. Morgen wird sich vieles, nein, *alles* entscheiden…

***

Mich durchtobte eine unbeschreibliche Ungeduld. Wie viele Millimeter trennten den roten Kraken noch von Tucker Peckinpah? Ich fragte mich, warum sich das Biest für den Industriellen entschieden hatte. Zuerst war es doch vor mir hochgekrochen.

Hatte Peckinpahs Blut den Kraken angelockt?

Mein Freund und Partner sah aus, als hätte er mit seinem Leben abgeschlossen. Gefaßt blickte er dem achtarmigen Tod ins Auge. Ich weiß nicht, was er während der letzten Monate alles erlebt hatte, aber viel schlimmer hatte es wohl kaum sein können. Dann die Flucht und das große Glück, durch eines der Höllentore entkommen zu können…

Und schließlich die schwere Enttäuschung, als er in Kanuttos Falle geriet. Der Mann tat mir leid.

Aber ich konnte mir selbst auch leid tun, denn es stand fest, daß ich Peckinpah nicht sehr lange überleben würde, falls nicht noch ein Wunder geschah.

Das Krakenmaul spuckte wieder Glas aus. Ich beobachtete, wie tief sich das Sekret bereits ins magische Glas gefressen hatte. Da, wo die Flüssigkeit konzentrierter war, ging's verständlicherweise etwas schneller.

»Ich bereue nicht, mich zum erklärten Feind der Hölle gemacht zu haben«, sagte Tucker Peckinpah mit erstaunlich fester Stimme. »Alles, was ich getan habe, um die schwarze Macht zu bekämpfen, war richtig. Mir tut nur leid, daß ich nun nicht mehr weitermachen kann.«

Seine Worte gingen mir unter die Haut. Ich war nicht bereit, mich geschlagen zu geben, obwohl weit und breit keine Chance mehr zu entdecken war.

»Wenn er durch das Glas kommt, spucke ich ihm ins Maul«, sagte der Industrielle.

»Bravo, Partner! So gefallen Sie mir!« keuchte ich.

»Wir haben unseren Feinden viel aufzulösen gegeben, Tony.«

»O ja. Eine ansehnliche Anzahl von Niederlagen mußten sie hinnehmen. Sie haben sich immer vorbildlich verhalten.«

»Das habe ich auch heute vor. Niemand soll behaupten können, Tucker Peckinpah wäre nicht wie ein Mann gestorben.«

»Soweit sind wir noch nicht«, sagte ich.

»Ach, kommen Sie, Tony, hören Sie auf. Diesmal ist der Ofen aus. Soll ich Ihnen was sagen? Rosalind konnte ja keine Kinder kriegen;

damit fand ich mich ab. Aber wenn ich das Glück gehabt hätte, einen Sohn zu haben, wäre ich sehr stolz gewesen, wenn er so gewesen wäre wie Sie.«

Ich war ergriffen.

Als ich tief einatmete, um meiner Rührung Herr zu werden, merkte ich, daß ich meinen Brustkorb weiter aufpumpen konnte als noch vor wenigen Augenblicken. Das Sekret mußte das magische Glas schon fast durchgeätzt haben.

»Partner, wir schaffen´s!« stieß ich aufgeregt hervor.

Der Industrielle hielt mich für überschnappt, aber das war ich nicht. Es gelang mir, den Oberkörper leicht zu drehen. Ich hob die Hände und legte sie mit gespreizten Fingern gegen das Glas. Dann stemmte ich mich gegen die Scheibe in meinem Rücken und drückte mit ganzer Kraft nach vorn.

Es gab zuerst einen leisen, singenden Laut, und dann brach das Glas vor mir weg. Ich stieß meine Hand in die Tasche und holte den magischen Flammenwerfer heraus.

Wie ein ganz gewöhnliches Silberfeuerzeug sah er aus, abgesehen von den kabbalistischen Zeichen und weißmagischen Sprüchen, die auf ihm eingraviert waren.

Ich drückte auf einen unscheinbaren Knopf, und ein heller, armlanger Flammenstrahler raste auf den roten Kraken zu. Das Feuer erwischte einen Fangarm.

Der Tentakel rollte sich blitzschnell zusammen, und zwei andere Arme peitschten mir entgegen. Doch nun konnte ich mich endlich wieder bewegen, und ich machte Gebrauch von diesem Vorteil. Ich wich den heranzuckenden Armen aus und trennte sie mit einem hastigen Streich ab. Die Tentakelenden fielen auf den Boden, wanden sich noch kurz wie getretene Würmer und erschlafften dann.

Tucker Peckinpah schien seinen Augen nicht zu trauen. Damit, daß ich dem roten Kraken noch so hart zusetzen können würde, hatte er nicht gerechnet.

Ich griff den Kraken an. Er wollte sich nicht zurückziehen, versuchte mich mit einem Fangarm zu packen, doch ich trennte ihm auch diesen ab - und ging aufs Ganze.

Das Biest ließ sich in den Sand fallen und versuchte sich in Gedankenschnelle einzuscharren. Aber ich ließ den roten Oktopus nicht entkommen. Mit zwei großen Schritten war ich ganz nah bei ihm. Er wirbelte den Sand hoch, warf ihn sich über den Kopf und wollte darunter Schutz suchen, doch das Feuer meines Flammenwerfers holte ihn ein.

Die Feuerlohe stach ins Zentrum des Kopf-Körpers, und ich vernahm ein eigenartig puffendes Geräusch. Roter Staub - oder war es Rauch? - wirbelte hoch und hätte mich eingenebelt, wenn ich nicht rasch

zurückgegangen wäre.

Als die rote Wolke in sich zusammensank, war von dem Kraken nichts mehr übrig. Ein großartiges Triumphgefühl erfaßte mich. In diesem Augenblick fand ich es wieder einmal besonders herrlich, zu leben.

Wenn auch in der Hölle…

Ich wandte mich dem Industriellen zu und schnitt ihn mit dem Flammenwerfer aus der gläsernen Falle. Er wankte mir entgegen. Ich fing ihn auf und gab ihm mein Taschentuch, damit er sich das Blut abwischen konnte.

»Ihr Erfolgsrezept scheint zu sein, niemals aufzugeben«, sagte Tucker Peckinpah.

»Es hat wieder einmal funktioniert«, sagte ich.

»Im allerletzten Moment.«

»Danach fragt in ein paar Monaten keiner mehr«, gab ich grinsend zurück.

***

VALERIAN

Gismina, Beato und ich mußten sehr viel arbeiten. Zumeist waren es niedrige Dienste, zu denen man uns heranzog. Man wollte uns spüren lassen, wie man uns verachtete, und wir brauchten nur einmal so zu gucken, wie es uns nicht zukam, dann wurden wir mit Stöcken geschlagen, oder sie warfen mit Steinen nach uns. Es war ein Hundeleben.

Ich fiel an diesem Tag spätabends erledigt auf mein Lager, war zu müde, um einschlafen zu können, und mußte immerzu an Cheetas' Rückkehr denken.

Ich hatte Angst, war unglücklich und wünschte mir, tot zu sein. Aber dann sagte ich mir, daß ich leben müsse. Für Gismina. Sie brauchte mich. Sie hielt mich für stark und richtete sich an mir auf. Wenn es mich in ihrem Leben nicht mehr gab, würde sie keinen Halt mehr haben.

Beato war zwar kein Schwächling, aber mit mir konnte er sich nicht messen.

In allen Behausungen freute man sich auf Cheetas' Rückkehr, denn zumeist brachte er reiche Beute mit. Die meisten Seelen würde er morgen schon verkauft haben, doch einige Wesen - besondere Exemplare - würde er lebend mitbringen, damit alle sie bestaunen konnten.

Ruhelos drehte ich mich auf dem Lager hin und her. Noch wäre es möglich gewesen, zu Gismina und Beato zu schleichen und mit ihnen zu fliehen.

Aber ich glaubte nicht, daß wir uns gut genug verstecken konnten.

Ich befürchtete, daß uns Cheetas finden und zurückholen würde. Was er dann mit uns angestellt hätte, wäre unbeschreiblich grausam gewesen.

Ich hoffte, mich mit ihm arrangieren zu können.

Im Morgengrauen erbebte der Boden unter Pferdehufen, und dann fiel Cheetas' Horde bei uns ein. Die Pferde wieherten und schnaubten. Die Reiter pfiffen, schrien und lachten. Über allen Hütten wuchs ein Staubpilz hoch, und ich kroch nach draußen, um Cheetas willkommen zu heißen.

Das war er mir zwar nicht wert, aber es mußten alle aus ihren Behausungen kommen, wenn Cheetas heimkehrte. Selbst jene, die todkrank waren, schleppten sich hinaus, um Cheetas' Zorn nicht auf sich zu ziehen.

Ich sah Gismina. Sie stand Hand in Hand mit ihrem Bruder da. Ihre Miene war düster, der Mund verkniffen. Sie wünschte Cheetas alles Schlechte, wagte es aber nicht laut herauszuschreien.

Beato hatte große Ähnlichkeit mit seiner Schwester. Reglos beobachtete er das wilde Treiben. Ich begab mich zu ihnen.

»Ich hatte so sehr gehofft, daß er diesmal nicht zurückkommen würde«, sagte Beato enttäuscht. »Aber da ist er wieder. Kräftiger und gefährlicher denn je.«

»Sei still, Beato«, sagte Gismina erschrocken. »Ich bitte dich, halt den Mund. Wenn dich jemand so reden hört, bist du verloren.«

Cheetas brüllte und lachte. Er ließ sein Pferd immer wieder hochsteigen und warf mit Beutegut um sich. Man stürzte sich darauf, Es gab erbitterte Kämpfe, über die sich Cheetas köstlich amüsierte.

Er trug ein Kettenhemd, und an seinem Gürtel blinkte ein langes Schwert. Auf seinem Kopf saß die Schlangenkrone. Ein Kranz war es eigentlich mehr, geflochten aus lebendigen Schlangen.

Cheetas war häßlich. Er hatte ein knöchernes Gesicht und die grausamsten Augen, die man sich vorstellen kann. Er war der gefürchtetste Seelenfänger von allen.

Es gab auch andere, aber keiner machte soviel von sich reden wie er.

Diesmal hatten sie drei Gefangene mitgebracht. Ein weibliches Wesen von unförmiger, klumpiger Gestalt. Ihre Haut war grau, und aus ihrem behaarten Gesicht wuchs ein kurzer Rüssel, den sie ängstlich bewegte. Ich hatte keine Ahnung, in welcher Dimension sie gelebt hatte.

Ein breites Eisen lag um ihren Hals, und ihr Blick verriet mir, wie sehr sie sich fürchtete. Wahrscheinlich hatte sie miterlebt, was Cheetas mit ihresgleichen getan hatte.

Die männlichen Wesen waren spindeldürr und bewegten sich auf drei Beinen. Statt Händen hatten sie Greifzangen, und schwarze Facettenaugen starrten uns entgegen.

Hinter unseren Behausungen gab es eine Mulde.

Seelenmulde wurde sie genannt, denn dort wurde solchen Gefangenen die Seele genommen. Man trieb das weibliche und die beiden männlichen Wesen in diese Mulde, und wir mußten ringsherum Aufstellung nehmen.

Cheetas sprang vom Pferd. Einer seiner Krieger nahm es bei den Zügeln und führte es fort. Ich roch die penetrante Ausdünstung des Seelenfängers mit der Schlangenkrone und hörte das leise Zischen der Reptilien, die sich um seinen Kopf rankten.

Angeblich konnte nur er diese Krone tragen. Jeden anderen hätten die Schlangen getötet, wenn er sich den Kranz aus geflochtenen Reptilienleibern aufgesetzt hätte.

Ich hatte Mitleid mit den Gefangenen. Sie wußten, was ihnen bevorstand, hatten aber keine Möglichkeit, ihrem Schicksal zu entrinnen.

Es gab viele, für die es eine Ehre und ein Vergnügen gewesen wäre, jenen Wesen die Seelen zu nehmen, doch Cheetas hatte sich einen teuflischen Plan erdacht.

Es war so etwas wie eine Reifeprüfung, die hier vor allen vollzogen werden sollte.

Drei Gefangene, schoß es mir durch den Kopf. Zwei männliche Wesen, ein weibliches. Die Grauhäutige für Gismina, die beiden Dürren für Beato und mich…

»Seht euch an, was wir mitgebracht haben!« schrie Cheetas triumphierend. »Musterexemplare aus fernen Dimensionen. Wir haben einen weiten Weg hinter uns, aber es hat sich wieder einmal gelohnt. Die erbeuteten Seelen wurden uns auf dem Sklavenmarkt gestern aus den Händen gerissen. Ja, Seelen sind nach wie vor eine begehrte Handelsware in allen Höllengebieten, und Seelenfänger sind angesehene Leute. Deshalb ist es eine Ehre und eine ganz besondere Auszeichnung, einen Seelenfänger auf seinen Streifzügen durch die Dimensionen begleiten zu dürfen.«

Fäuste wurden hochgestreckt, vielstimmige Jubelschreie wurden ausgestoßen. Alle waren Cheetas' Meinung. Alle, nur Gismina, Beato und ich nicht.

Weit und kräfteraubend wäre ihr Weg diesmal gewesen, sagte Cheetas. »Wir mußten viele Entbehrungen auf uns nehmen und hart kämpfen. Man sieht es den Dreibeinigen nicht an, aber sie sind ungemein zäh und sehr schnell. Sie waren in der Überzahl. Als wir sie aber in die Enge trieben, stellten sie sich zum Kampf, und diese beiden hier töteten einige unserer Brüder und Schwestern.«

Ein vielstimmiger Wutschrei brandete in die Seelenmulde.

Die fremden Wesen duckten sich unwillkürlich.

»Was soll mit diesen Gefangenen geschehen?« fragte Cheetas.

Als ob das noch eine Frage war. Es war doch ganz klar, daß diese

Wesen ihr Leben lassen mußten.

»Sie haben unsere Brüder und Schwestern getötet!« brüllte Cheetas.

»Dafür müssen sie sterben!« lautete die Antwort aller.

»Ihr habt recht!« pflichtete ihnen Cheetas bei. »Sie haben den Tod verdient, und ich werde ihre Seelen für mich behalten. Als meine Sklaven werden sie schmachten.«

»Jaaa!« Ein Jubelschrei war das, und alle drängten näher an die Seelenmulde heran. Sie versuchten Cheetas' Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, damit er sie zum Henker der Gefangenen bestimmte.

»Tapfere Brüder und Schwestern haben wir verloren, wertvolle Kämpfer!« rief Cheetas. »Wir werden sie vermissen. Jeder, der mit mir auszieht, um Seelen zu jagen, weiß, daß ihm so ein Schicksal bevorstehen kann. Niemand kann sicher sein, daß er wiederkommt. Auch ich nicht. Es ist das Risiko, das wir alle tragen müssen. Aber jene, die zurückkommen, können erzählen von großen Schlachten und ruhmreichen Siegen, und Reichtum ist ihnen beschieden.«

»Cheetas! Cheetas! Cheetas!« brüllten alle im Chor.

Nur wir drei nicht.

Das allein war schon gefährlich, aber ich konnte mich einfach nicht überwinden, dem grausamen Seelenfänger zuzujubeln. Ich empfand und dachte nicht wie er. Mir taten alle, die ihr Leben lassen mußten, damit sich Cheetas an ihren Seelen bereichern konnte, leid.

»Glücklicherweise wachsen immer wieder neue Krieger heran!« rief Cheetas, und zum ersten Mal streifte uns sein durchdringender abgrundtief böser Blick.

Ich zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen.

Jetzt kommt es, dachte ich. Nun wird er dir sein Schwert geben und von dir verlangen…

»Sie wachsen heran und warten voller Ungeduld auf den Moment, wo wir sie als vollwertig ansehen«, behauptete Cheetas. »Sie möchten endlich ganz zu uns gehören, ein eigenes Schwert besitzen, mitkämpfen dürfen… Ist es nicht so, Valerian?«

Wieder zuckte ich zusammen.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Ein einfaches »Ja« hätte genügt, aber das konnte ich mir nicht abringen. Es wäre gelogen gewesen.

Ich wollte kein Schwert haben, brannte nicht darauf, zu kämpfen und zu morden. Ich liebte den Frieden, und wenn es nach mir gegangen wäre, hätten die Wesen in anderen Dimensionen nie erfahren, daß es Seelenfänger gab.

Zum Glück wartete Cheetas meine Antwort nicht ab. »Asmodis ist sehr stolz auf uns und äußerst zufrieden!« rief er. »Ihr wißt, daß die Hölle nie genug Seelen haben kann, deshalb gibt es keine größere Aufgabe, als sie herbeizuschaffen.«

Cheetas hob die sehnigen Arme. »Auch diese drei Geschöpfe hier werden sterben. Doch sie sollen ihr Leben nicht durch die Hand eines erfahrenen Kämpfers verlieren. Ihre Schmach wird größer sein, wenn einer sie tötet, der darin noch keine Übung hat.«

Sie brüllten wieder Cheetas' Namen. Ein Freudentaumel erfaßte sie.

»Valerian!« schrie Cheetas, und mein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen. »Tritt vor!«

Nur ich?

Ich sah Gismina und Beato unglücklich an. Die Augen meiner Freundin sagten: Gestern hätten wir noch fliehen können. Du warst mit meinem Vorschlag nicht einverstanden.

Verzeih mir, Gismina, schrie es in mir. Ich hatte gehofft, mit Cheetas reden zu können, aber das ist nun nicht mehr möglich. Er läßt nicht mit sich reden, nicht hier vor allen. Wie hatte ich nur glauben können, ihm Verständnis abringen zu können?

Jetzt brüllten alle meinen Namen. »Valerian! Valerian! Valerian!«

Ich begriff nicht, warum sich Cheetas nur für mich entschieden hatte.

Wahrscheinlich dachte er, daß Gismina und Beato sich ihm ängstlich unterwerfen würden, wenn er mich in ihrer Anwesenheit in die Knie gezwungen hatte. Ich war der Stärkste von uns dreien. Das mußte der Grund sein, weshalb ich die Gefangenen töten sollte.

»Na komm schon, Valerian!« rief Cheetas grinsend. »Sei nicht so bescheiden. Du darfst die große Ehre, die dir heute zuteil wird, getrost annehmen.«

Ich will nicht! dachte ich verzweifelt. Ich kann nicht töten! Du weißt es! Du darfst es nicht von mir verlangen!

Hände legten sich auf meinen nackten, schweißbedeckten Rücken und stießen mich vor.

»Valerian! Valerian! Valerian!«

Cheetas trat auf mich zu. »Hörst du, wie sie deinen Namen schreien? Du weißt, was sie von dir erwarten. Du mußt heute über dich selbst hinauswachsen. Eines Tages wirst du ein großer Kämpfer sein. Du hast die Fähigkeit, einer der besten Seelenkämpfer zu werden. Sie schlummert in dir. Du mußt sie wecken. Eines Tages wirst vielleicht du die Horde anführen. Ja, Valerian, nun ist es soweit. Heute darfst du dich endlich selbst vom Jüngling zum Krieger erheben.«

Er tat so, als wäre es das Allerhöchste, aber ich fand es verabscheuungswürdig.

Es ekelte mich an, wie sie alle schrien und tobten. Sie beneideten mich um das, was ich tun *durfte*.

Jeder hätte es gern für mich getan.

Ich bin kein Schlächter, will nie einer werden! dachte ich, während mir Cheetas fest in die Augen blickte. Seine Hand lag dabei auf meiner Schulter. Sie war tonnenschwer. Eine Bürde, die ich nicht tragen

wollte. Am liebsten hätte ich die Hand abgeschüttelt. Ich zwang mich, es nicht zu tun, und ich hielt dem Blick des Seelenfängers stand.

Ich wußte, daß er mich insgeheim für einen Feigling hielt, aber das war ich nicht.

»Vom Jüngling zum Krieger!« wiederholte Cheetas. »Das ist dein großer Tag, Valerian. Wenn wir das nächste mal losziehen, brauchst du nicht mehr zurückzubleiben. Du wirst an meiner Seite reiten, und du wirst wunderbare Welten sehen und das großartige Gefühl kennenlernen, auf einem Pferd zu sitzen, hinter ängstlich schreienden, fliehenden Wesen herzujagen und sie zur Strecke zu bringen. Das Jagdfieber wird dich packen wie uns alle. Wenn du zum erstenmal Blut fließen siehst, wird ein Rausch dich überkommen, der so gewaltig ist, daß du danach gierst, ihn dir immer wieder zu verschaffen.«

Es mochte für andere zutreffen, was er sagte, aber ganz bestimmt nicht für mich.

Ich haßte Waffen. Ich besaß zwar einen Dolch, aber nur, um mich verteidigen zu können. Es wäre mir niemals eingefallen, jemanden anzugreifen oder ihm gar nach dem Leben zu trachten. Aber genau das verlangte Cheetas jetzt von mir.

Und alle, die um die Seelenmulde herumstanden, erwarteten von mir, daß ich tötete, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ich kann nicht, will nicht, werde es nicht tun! schrie es in mir.

Die drei Wesen drängten sich furchtsam aneinander.

Ich konnte mir sehr gut vorstellen, wie elend sie sich fühlten, und ich fühlte mich nicht besser.

Sie würden sterben, hier und heute. Aus dieser Mulde kamen sie nicht lebend heraus, das stand fest. Wenn ich sie nicht tötete, würde es jemand anders tun. Vielleicht Cheetas selbst.

Die Meute wollte endlich Blut sehen. Sie wurden ungeduldig. Immer lauter wurde mein Name gerufen.

»Hörst du sie?« fragte mich Cheetas. Seine Hand lag immer noch auf meiner Schulter. »Sie möchten, daß du heute zu uns kommst, Valerian.«

Ich bebte vor Angst.

Cheetas spürte es. »Du brauchst dich nicht zu fürchten«, sagte er. »Es ist ganz leicht. Die Gefangenen werden sich nicht wehren.«

Auch das noch. Wehrlose niedermetzeln!

»Ich kenne deine Einstellung, Valerian«, sagte Cheetas. »Du mußt dich davon befreien.«

Ich kann nicht, dachte ich und schluchzte innerlich. Ich kann so etwas Schreckliches nicht tun.

»Du wirst dich überwinden«, sagte Cheetas, als hätte er meine Gedanken gelesen. Wieso hatte er soviel Geduld mit mir?

»Es wird dich auf den richtigen Weg führen, Valerian«, behauptete

Cheetas. »Es wird die Dinge in dir zurechtrücken. Du wirst nicht länger so sein wie du bisher warst. Besiege deine Unvernunft, deine Abartigkeit. Besiege dich selbst, Valerian. Ich weiß, daß du das kannst.«

Ich schaute auf die Gefangenen und wäre am liebsten fortgerannt.

Endlich nahm Cheetas die Hand von meiner Schulter. Er zog sein Schwert aus der Scheide.

»Tu es!« verlangte er. »Sei ein Vorbild für Gismina und Beato!«

Grüne Punkte tanzten auf der breiten, zweischneidigen Klinge. Das war die Magie. Jeder Seelenjäger besaß so eine Waffe. Wären die Schwerter nicht magisch präpariert gewesen, hätte man Körper und Seele zwar trennen können, aber die Seele wäre nicht geblieben, und sie wäre auch nicht sichtbar geworden.

Erst die Magie machte das möglich.

Cheetas hielt mir den Schwertgriff entgegen. Er forderte mich auf, die Waffe in die Hand zu nehmen.

Ein wahnwitziger Gedanke durchraste mich. Wenn ich jetzt das Schwert nahm und es Cheetas in die Brust stieß…

Aber nicht einmal dazu wäre ich fähig gewesen.

Und ich hätte damit auch nichts erreicht, denn wenn ich Cheetas getötet hätte, wären alle über mich hergefallen und hätten mich wie einen räudigen Köter erschlagen.

Und bestimmt hätten Gismina und Beato das gleiche Ende genommen.

Die, Schreie verstummten.

Eine schreckliche Spannung baute sich auf. Alle starrten mich an. Wie wird er sich entscheiden? fragten sie sich. Sie wußten, daß ich nicht so war wie sie, und sie mochten mich deshalb auch nicht. Sie lehnten mich ab. Handelte ich jetzt nicht, sollte ich die Konsequenzen für mein schändliches Verhalten tragen.

Stille.

Niemand schrie mehr. Mir kam vor, als würden sie nicht einmal mehr atmen. Sie warteten.

»Das Schwert, Valerian!« sagte Cheetas eindringlich. »Nimm es!«

Es war etwas so Zwingendes in seiner Stimme, daß ich gehorchen mußte.

Ein Raunen ging durch die Menge. Sie dachten alle, ich hätte soeben meine Entscheidung getroffen. In ihren Augen war der erste Schritt getan.

Schwer lag das Schwert in meiner Hand.

Cheetas' Schwert!

Was für eine große Ehre, dachte ich gallig. Ich spucke darauf!

Cheetas wies auf die Gefangenen. »Geh, Valerian!«

»Geh!« rief ein anderer. »Geh!« rief noch einer. »Geh! Geh! Geh!«

Immer mehr fielen in diesen Ruf ein. »Geh, Valerian, geh!« Sie trieben mich an. »Geh! Geh! Geh, Valerian!«

Und ich ging, ohne es zu wollen.

»Ja!« brüllten sie. »Ja, Valerian, geh!«

Ich machte den nächsten Schritt, der sofort bejubelt wurde. Endlich hatten sie mich soweit. Ich befand mich auf dem Weg »zu ihnen«. - Sobald ich die Gefangenen getötet hatte, würden sie mich nicht mehr verachten. Dann war ich wie sie.

Aber ich wollte nicht so sein wie sie!

»Weiter, Valerian! Geh, geh!«

Woran lag es, daß ich nicht stehenblieb? An Cheetas' Schwert? Nahm die Magie, die sich darin befand, Einfluß auf mich?

»Es ist ganz leicht«, hatte Cheetas gesagt.

Ja, es war in der Tat nicht schwierig, unbewaffnete Wesen zu töten. Womit hätten sie sich verteidigen sollen? Außerdem lähmte die Todesangst sie, und sie hatten sich selbst bestimmt schon aufgegeben.

Die Gefangenen zu töten, war wirklich nicht schwierig. Hinzu kam, daß es das Schwert fast allein tun würde. Ich brauchte es nur in der Hand zu halten.

Der Rest würde dann einfach *passieren*.

Ich stieg in die Mulde hinunter, von vielen Stimmen angefeuert.

Je tiefer ich kam, desto lauter schrien sie. Der Schall raubte mir fast den Verstand.

Wußte ich noch, was ich tat, wer ich war, was ich wollte? Würde mich Cheetas' Schwert zu etwas verleiten, das ich niemals tun wollte?

Die grünen, tanzenden Punkte auf der breiten Klinge wuchsen. Sie dehnten sich aus, verschmolzen mit den anderen. Bald war das Schwert überzogen von einem magischen Leuchten.

Die geheimnisvolle Kraft, die sich im Schwert befand, reagierte auf die Nähe der Gefangenen. Dicke Schweißperlen standen auf meiner Stirn.

Das grauhäutige Wesen schaute mich so unglücklich an, daß es mir das Herz zerschnitt. Ihr Rüssel zitterte, war feucht, und aus den Augen kullerten schwarze Tränen. Ich war noch nie einem Wesen begegnet, das so viel Angst gehabt hatte.

Und noch dazu Angst vor mir!

Es war verrückt…

Die Dreibeinigen bewegten ruckartig ihre Facettenaugen. Ihre »Hände«, die ja nur Zangen waren, erfaßten sich. Einer versuchte dem anderen Kraft zu geben. Kraft für den Tod.

Ich blieb vor ihnen stehen. Das Schwert manipulierte meinen Geist. Hinzu kam das ständige Gebrüll der Umstehenden. Ich war in diesem Moment nicht mehr ich selbst, und das erschreckte mich, denn in diesem Zustand konnte ich dazu verleitet werden, etwas zu tun, womit

ich nicht einverstanden war.
»Töte sie, Valerian!« schrie Cheetas.
Gab es etwas anderes, als zu gehorchen?
Ich hob das Schwert. Es wurde für mich zur erschreckenden Selbstverständlichkeit, den Befehl auszuführen.
Es ist ganz leicht…
Die Gefangenen unternahmen nicht einmal den Versuch, mich anzugreifen. Sie standen nur da und warteten auf das grauenvolle Ende, das ich ihnen bereiten sollte.
Die Schwertspitze wies auf die Kehle der Grauhäutigen. Cheetas' Waffe zerstreute meine Gewissensbisse. Tu es! sagte auf einmal auch ich. Es ist wider deine Natur, du lebst in der Hölle, mach Schluß mit dem Außenseiterdasein. Stell dich endlich auf die richtige Seite!
Das bin nicht ich, dachte ich erschüttert.
Aber das Schwert und alles um mich herum war stärker als mein eigener, wahrer Wille. Ich hatte keine Kraft mehr, mich gegen Cheetas' Befehl zu stellen.
Ich mußte zustechen.
Und ich stach zu…

***

Tucker Peckinpah blickte sich um. »Sand«, knirschte er. »Soweit das Auge reicht - Sand.«
»Jede Wüste hat irgendwo ein Ende«, sagte ich.
»Auch hier?« fragte der Industrielle zweifelnd. »Vergessen Sie nicht, daß wir uns in der Hölle befinden.«
»Wie könnte ich.«
»Wir haben kein Wasser und wissen nicht, in welche Richtung wir gehen sollen! Ich könnte mir vorstellen, daß dieser rote Krake nicht die einzige Gefahr hier war. Es hat sich so gut wie nichts geändert, Tony. Wir sind immer noch verloren.«
»Großartig, wie gekonnt Sie uns aufbauen. Sie hätten Fußballtrainer werden sollen. Ihre Mannschaft würde absteigen bis in den tiefsten Keller, so hervorragend könnten Sie die Spieler motivieren. Aber mit mir können Sie das nicht machen, Partner. Wir haben es geschafft, aus Kanuttos Falle herauszukommen und den roten Oktopus zu vernichten. Uns werden auch noch andere Dinge gelingen. Kommen Sie. Ich hoffe, Sie sind gut zu Fuß. Wir haben nämlich einen langen Marsch vor uns.«
»Wohin wollen Sie gehen?«
Ich entschied mich für irgendeine Richtung.
»Warum ausgerechnet dorthin?« fragte der Industrielle düster.
»Warum nicht?« gab ich zurück. Mit dieser Logik überfuhr ich Peckinpah.

»Ja«, sagte er und zuckte mit den Schultern. »Warum eigentlich nicht?«

Wir machten uns auf den Weg. Ich ging nicht sehr schnell, nahm Rücksicht auf Peckinpah, den die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit ziemlich geschlaucht hatten.

Ich war ständig auf der Hut, meine Aufmerksamkeit ermüdete nicht, denn auch ich konnte mir nicht vorstellen, daß es in dieser endlos weiten Wüste außer dem roten Kraken keine Gefahr mehr gab.

Ich fragte mich, ob Asmodis uns beobachtete oder beobachten ließ, und ich hoffte, daß wir irgendwann ein Höllentor entdecken würden, durch das wir entkommen konnten.

Tucker Peckinpah war hier noch nie gewesen. Da, wo er gefangen gehalten worden war, hatte es ganz anders ausgesehen.

In der Ferne tauchten Felsen auf, aber es dauerte sehr lange, bis wir sie erreichten. Auf unserem Weg dorthin hatten wir mehrmals merkwürdige disharmonische Klänge vernommen, und mir war aufgefallen, daß sie uns irrezuleiten versuchten.

Wir sollten nicht zu den Felsen gelangen, und Tucker Peckinpah wollte auch tatsächlich in eine andere Richtung abschwenken, doch mein Wille war stärker. Ich ließ es nicht zu. Verbissen zwang ich den Industriellen, bei mir zu bleiben und mir zu folgen.

Irgendwann entdeckte ich hoch über uns geflügelte Wesen. Hätte ich mich in der Sahara befunden, hätte ich sie für Aasgeier gehalten, die uns folgten und geduldig darauf warteten, bis wir zusammenbrachen, nicht mehr weiterkonnten, starben.

Aber hier hatten wir es nicht mit Aasgeiern zu tun.

Diese Wesen flogen so hoch, daß sie mit bloßem Auge nur sehr schlecht zu erkennen waren. Schwarze Punkte waren sie eigentlich nur, aber manchmal sanken sie etwas tiefer, und bei einer solchen Gelegenheit konnte ich erkennen, daß es sich um geflügelte Teufel handelte.

Ich zählte die Punkte. Es waren sieben. Tucker Peckinpah machte ich darauf nicht aufmerksam. Ich wollte ihn nicht beunruhigen.

»Tony«, sagte er gepreßt, als wir bei den hohen schroffen Felsen anlangten. »Wissen Sie eigentlich, daß wir schon seit geraumer Zeit verfolgt werden?«

Verdammt, dem Industriellen konnte man aber auch wirklich nichts verheimlichen.

»So?« tat ich überrascht.

Der Industrielle wies auf die sieben Punkte.

»Ach die«, sagte ich obenhin. »Machen Sie sich deswegen keine Gedanken.«

»Sie glauben, das sind Vögel, nicht wahr?«

»Was sonst?«

»Es sind fliegende Teufel!«

Ich mußte gestehen, Tucker Peckinpah verblüffte mich. Er war immerhin sechzig Jahre alt. Wie konnte er immer noch sehen wie ein Falke?

»Ich hatte mit dieser Teufelsart schon mal zu tun«, sagte der Industrielle. »Sie verfolgten mich, als ich auf der Flucht, war.«

»Und sie haben Sie nicht erwischt?« sagte ich. »Ein Beweis dafür, daß man sie nicht überschätzen sollte.«

»Unterschätzen dürfen Sie sie aber auch nicht«, warnte mich Peckinpah.

»Es ist nicht erwiesen, daß sie hinter uns her sind«, behauptete ich, um meinem Freund und Partner die Unruhe zu nehmen.

»Denken Sie wirklich, sie hätten bloß denselben Weg wie wir? Rein zufällig? Tony, Sie können mich nicht für dumm verkaufen. Ich weiß, was Sie denken.«

»Na schön, wir haben fliegende Teufel auf den Fersen, aber das ist meines Erachtens kein Grund, in Panik zu geraten. Wenn sie uns angreifen, werden wir uns verteidigen. Wir sind bis hierher gekommen, wir kommen auch noch weiter.«

»Sehr viel habe ich aber nicht mehr zu bieten«, ächzte Tucker Peckinpah.

Wir hatten einen langen Marsch hinter uns, und Peckinpah hatte sich großartig gehalten. Die Hitze hatte uns zugesetzt. Trocken und spröde waren unsere Lippen. Ein milchweißer Belag hatte sich darauf gebildet, und wir lechzten beide nach Wasser.

Wer schwitzt, verliert Kraft. Jeder Sportler weiß das.

Unsere Leistungsfähigkeit hatte in den letzten Stunden stark nachgelassen. Wir hätten unbedingt Wasser gebraucht. Wasser ist Leben.

Ohne Wasser konnten wir hier nicht überleben.

Ich fand einen Weg zwischen den hohen, eng beisammenstehenden Felsen. Tucker Peckinpah folgte mir stolpernd.

Meine Kehle war so trocken, daß mich jede Schluckbewegung schmerzte. Tucker Peckinpah war schlimmer dran als ich. Er war älter, hatte mehr Gewicht. Ich mußte Rücksicht auf ihn nehmen. Es hatte keinen Sinn, ihn weiterzuschleppen, bis er vor Erschöpfung zusammenbrach, denn dann hätte ich ihn tragen müssen, und das hätte meinen Kräfteverschleiß so stark angehoben, daß wir nicht mehr sehr weit gekommen wären.

»Wir werden rasten«, sagte ich.

»Gute Idee, Tony.«

»Aber wir müssen eine Stelle finden, wo wir gut geschützt sind. Am besten wäre eine kleine Höhle. Dort schlafen Sie erst mal ausgiebig, und ich halte Wache.«

»Ich bin ziemlich fertig.«
»Ich war auch schon mal besser in Form«, gab ich zurück.
»Man sieht Ihnen nicht an, daß Sie einen kräfteraubenden Marsch durch die Wüste hinter sich haben. Wie machen Sie das, Tony?« fragte mich Tucker Peckinpah bewundernd.
»Ich beiße einfach die Zähne zusammen und lasse mich nicht unterkriegen.«
»So einfach ist das, wenn man's kann.«
Ein leises Plätschern drang plötzlich an unser Ohr.
Tucker Peckinpah riß begeistert die Augen auf. »Wasser!« stieß er krächzend hervor. »Lieber Himmel, hören Sie das auch? Ich bilde es mir doch hoffentlich nicht nur ein. Sagen Sie mir, daß Sie es auch plätschern hören.«
»Das tu' ich«, sagte ich lächelnd.
»Gott ist bei uns!« stöhnte der Industrielle. »Sogar hier in der Hölle!« Auf einmal hatte er wieder Kraft. Er rannte los.
»Vorsicht!« warnte ich ihn.
»Wasser!« rief er. »Ich höre, ich rieche Wasser, Tony. Mein Körper ist schon völlig ausgedörrt!«
Er konnte auf einmal schneller laufen als ich, und er lachte dabei, als hätte er den Verstand verloren.
»Wasser! Wasser!« rief er immer wieder.
Aber wir befanden uns in der Hölle, und das konnte bedeuten, daß das Wasser vergiftet war, oder daß uns Asmodis nur narrte, indem er uns dieses herrliche Plätschern hören ließ, obwohl es weit und breit kein Wasser gab.
Das Geräusch konnte uns auch in eine Falle locken.
Größte Vorsicht war geboten, aber das schien Tucker Peckinpah nicht zu begreifen. Bei ihm hatte der Verstand ausgehakt.
»Wasser, Tony! Wir werden so viel davon trinken, bis unsere Bäuche fast platzen. Dann werden wir rasten und schlafen, und wenn wir aufwachen, werden wir wieder trinken. Unser Durst hat nun ein Ende!«
Wir bogen um eine scharfe Felsenkante.
Peckinpah sah das Wasser zuerst und jauchzte. An die sieben fliegenden Teufel dachte er in diesem Augenblick nicht. Ich glaube, er dachte an überhaupt nichts mehr.
An einem Felsen rann tatsächlich Wasser herunter. Es trat aus vielen Poren und wurde zu einem kleinen, glitzernden Faden. Mehrere dünne Adern vereinigten sich und plätscherten in ein flaches steinernes Becken.
Tucker Peckinpah lief darauf zu.
»Nicht so hastig, Partner!« rief ich.
Irgend etwas sagte mir, daß es gleich eine fürchterliche Katastrophe

geben würde.

Der Industrielle schien mich nicht zu hören. Er sah nur das glitzernde Wasser, hörte nur das verlockende Plätschern.

Atemlos erreichte er das steinerne Becken. Er warf sich davor auf die Knie und tauchte die Hände in das klare, kühle, herrlich glitzernde Naß.

Da geschah es…

***

VALERIAN

»Neeeiiin!« schrie ich erschrocken auf, als mir bewußt wurde, was ich tun wollte.

Entsetzt warf ich Cheetas' Schwert weg. Beinahe hätte ich gemordet. Diese Erkenntnis war grauenvoll für mich.

Die Schreie verstummten. Alle warteten gespannt darauf, was nun passieren würde. Ich hatte Cheetas' Schwert fortgeschleudert. Die Klinge hatte sich in den weichen Boden gebohrt, bewegte sich noch leicht hin und her, stand schließlich still.

Eine bedrückende Stille hatte mein Tun ausgelöst.

Cheetas würde das nicht einfach hinnehmen.

Da kam auch schon scharf und unwillig seine Stimme: »Valerian, was soll das?«

»Ich kann es nicht! Ich kann nicht töten! Du weißt es!« gab ich verzweifelt zurück. »Ich habe versucht, gehorsam zu sein, aber es war mir nicht möglich. Verzeih mir.«

»Ich befehle dir, die Gefangenen zu töten, Valerian!«

»Es übersteigt meine Kräfte.«

»Du wirst es tun, weil ich es will«, sagte Cheetas schneidend.

Ich schüttelte unglücklich den Kopf. »Bitte, Cheetas, Bitte verlange es nicht von mir. Habe ein Einsehen.«

»Nimm das Schwert, Valerian!«

»Ich kann nicht so sein wie die anderen. Warum quälst du mich so?«

»Weil ich will, daß du an der nächsten Jagd teilnimmst. Weil ich Krieger brauche. Wir haben lange genug Geduld mit dir gehabt. Damit ist es nun vorbei. Du wirst dich heute überwinden und dich von deinem bisherigen widernatürlichen Leben abkehren. Ergreife mein Schwert!«

Es war eine Kraftprobe.

Niemand zweifelte daran, daß Cheetas sie gewinnen würde. Alle standen auf seiner Seite. Nur Gismina und Beato nicht. Nur sie konnten mich verstehen, denn auch sie waren »fehlentwickelt«.

Gismina hatte Tränen in den Augen. Sie litt mit mir, aber sie konnte mir nicht helfen. Auch Beato nicht.

Erneut befahl mir Cheetas, sein Schwert wieder an mich zu nehmen.

Ich sah ringsherum grinsende Gesichter. Alle starrten mich schadenfroh an. Ihre Blicke verhöhnten mich.

Ich war für sie ein Feigling, ein Schwächling. Einer, der kein Recht hatte, zu leben, denn dieses Leben war eines Teufels unwürdig.

Langsam setzte ich mich in Bewegung. Die Gefangenen begannen wieder heftiger zu zittern. Sie befürchteten, daß mich Cheetas endlich geistig niedergerungen hatte. Aus welchem anderen Grund sollte ich mir sonst sein Schwert wiederholen?

Cheetas kam näher.

Ein böser Triumph glitzerte in seinen Augen.

Ich wollte, ich wäre so stark wie du, dachte ich verzweifelt. Dann würde ich jetzt dieses Schwert nehmen und es gegen dich richten. Jawohl, gegen dich, Cheetas!

Meine Finger schlossen sich abermals um den Griff der Waffe.

»Und nun«, sagte Cheetas zufrieden, »töte!«

Ich zog das Schwert aus dem Boden. Mein Blick richtete sich auf die Gefangenen. Sie wichen zurück.

Ich wollte mich von Cheetas nicht noch einmal unterjochen lassen. Ich hatte plötzlich den unbändigen Wunsch, mich zu befreien.

Aber frei war ich nur dann, wenn ich ihn tötete. Und danach? Danach würde ich sterben müssen. War das eine Freiheit, die ich dieser Unfreiheit vorziehen sollte?

»Töte!« hatte Cheetas befohlen.

Und ich wandte, mich blitzschnell gegen ihn. Sein Schwert zuckte hoch, die Spitze saß an seiner Kehle. Er war so überrascht, daß er überhaupt nicht reagierte.

Mit großen Augen starrte er mich fassungslos an. »Ich hätte nicht gedacht, daß du dich so weit vergessen würdest, Valerian«, sagte er heiser.

Ich wollte Schluß machen mit ihm, mit dieser Seelenqual, mit meinem Leben. Ich hoffte, Gismina würde das verstehen. Ich konnte nicht mehr länger für sie leben. Nicht unter diesen Umständen. Ich war gezwungen, aufzugeben. Aber Cheetas, der mich in diese furchtbare Lage gebracht hatte, wollte ich dafür bestrafen.

Es erstaunte mich, wie unerschrocken er war. Hatte er keine Angst vor dem Tod? Oder hielt er mich nicht für fähig, ihn zu töten?

Er grinste mich sogar an. »Was ist mit dir, Valerian? Warum stößt du nicht zu? Eine solche Gelegenheit bietet sich dir nicht wieder.«

Zum zweiten Mal hielten alle den Atem an.

»Laß mich gehen, Cheetas«, sagte ich.

»Ausgeschlossen.«

»Bitte…«

Er verzog verächtlich das Gesicht. »Du elender Kretin, du geistige Mißgeburt! Warum tötest du mich nicht? Hast du Angst vor den

Folgen? Befürchtest du, daß du meinen Tod nicht überlebst? Ich kann befehlen, daß man dir kein Haar krümmt, wenn du mir das Leben nimmst. Ist dieses Angebot nicht verlockend? Ich könnte außerdem befehlen, daß man dich mit Gismina und Beato unbehelligt abziehen läßt. Also, Valerian… Du brauchst nur zuzustoßen - und schon seid ihr frei.«

Ich konnte es nicht.

Ich konnte nicht einmal Cheetas das Leben nehmen. Vielleicht hatten es Gismina und Beato von mir erwartet, aber auch dieser Mord überstieg meine Kräfte.

Ich senkte den Blick, kam mir vor wie ein geprügelter Hund. Mir war klar, daß ich damit mein Leben verwirkt hatte.

Ich ließ das Schwert sinken. Cheetas nahm es mir aus der Hand, und dann schlug er mir mit dem Handrücken so kräftig ins Gesicht, daß ich umfiel.

Auf dem Rücken liegend blickte ich zu ihm hoch. Jetzt setzte er mir die Schwertspitze an die Kehle, und ich schloß die Augen. Ich wußte, daß es qualvoll war, wenn man von diesen Schwertern durchbohrt wurde, und mir war auch klar, daß sich Cheetas meine Seele dann als Sklaven halten würde.

Es war unabwendbar.

Ich wünschte mir, daß er zustoßen würde, denn dann hatte wenigstens mein körperliches Leiden ein Ende.

Cheetas kostete seinen Triumph voll aus.

Plötzlich lachte er, und ich öffnete die Augen wieder.

»Ich sollte dich töten«, sagte Cheetas hart, »weil du es gewagt hast, mich mit einer Waffe zu bedrohen, und weil du dich meinem Befehl widersetzt hast. Aber ich werde es nicht tun. Ich lasse dir dein armseliges Leben, aber das ist kein Gnadenakt. Ich will dir meinen Willen aufzwingen. Du *mußt* an der nächsten Jagd teilnehmen, und du *wirst* töten, so wahr ich Cheetas heiße.«

Er trat zurück und befahl, man möge mich ergreifen. Mehrere Hände packten mich und rissen mich hoch. Man stellte mich auf die Beine und hielt mich schmerzhaft fest.

Finger krallten sich in mein Haar, damit ich den Kopf nicht von Cheetas abwenden konnte.

»Ich kriege dich klein, verlaß dich darauf!« knurrte Cheetas. Mit erhobener Stimme fuhr er fort: »Da sich niemand ungestraft gegen mich wenden darf, kommst du an den Pfahl der tausend Qualen!«

Ein Jubelschrei ging durch die Menge.

»Nein!« schluchzte Gismina auf.

Beato mußte sie stützen, sonst wäre sie kraftlos zu Boden gesunken.

Niemandes Willen war stark genug, um am Pfahl der tausend Qualen nicht gebrochen zu werden. Sie zerrten mich aus der Seelenmulde.

Gejohle begleitete mich.
Aber es brach jäh ab. Jene, die mich festhielten, rissen mich herum, damit ich sehen konnte, warum alle verstummt waren, und sie zwangen mich, mit anzusehen, wie Cheetas den Gefangenen einen schrecklichen Tod bereitete.
Dann wurde ich weitergeschleppt. Fußtritte und Faustschläge trafen mich. Ich spürte sie kaum. Diese Schmerzen waren nichts im Vergleich mit dem, was mich erwartete.
Glatt und breit war der Holzpfahl, zu dem sie mich führten. Hoch oben befand sich ein Eisenring. Man fesselte mir die Hände und zog das Seil durch den Ring. Mit hochgestreckten Armen, das Gesicht dem Pfahl zugewandt, stand ich da.
Alle kamen, um bei meiner Bestrafung zuzusehen.
Sie stellten sich im Halbkreis auf. Natürlich brachten sie Gismina und Beato mit. Ich hörte meine Freundin weinen, und das war fast noch schlimmer als das, womit ich rechnen mußte.
Cheetas trat neben mich.
»Ich kriege dich klein, Valerian!« sagte er wieder, und dann verlangte er nach der silbernen Geißel.
Der Pfahl der tausend Qualen trug seinen Namen zu Recht, das würde ich nun am eigenen Leib erfahren. Ich hörte, wie Cheetas mit der Geißel ausholte.
Als die neun Schwänze durch die Luft pfiffen, verkrampfte sich in mir alles…
Und dann brüllte ich meinen Schmerz heraus.

***

Aus dem Felsen wuchsen kräftige Arme. Sie waren dicht behaart, und Klauen mit blinkenden Metallkrallen schossen auf Tucker Peckinpah zu.
Er sah sie nicht, tauchte in diesem Moment sein Gesicht ein und trank mit aufgerissenem Mund. Im letzten Augenblick überwand- ich meine Überraschung und hechtete vorwärts.
Schneller, als die Krallen ihn töten konnten, packte ich Peckinpahs Füße und riß sie auf mich zu. Der Industrielle rutschte vom steinernen Wasserbecken ab und entging den Klauen ganz knapp.
Aber er richtete sich sofort wieder auf.
»Weg vom Wasser!« schrie ich. »Zurück! Zurück!«
Doch Peckinpah begriff nicht, was geschah. Er wollte sich befreien und trinken.
Mit beiden Händen klammerte er sich an den Stein und zog sich vorwärts - und über ihm warteten die Teufelsklauen! Ich zerrte ihn zurück.
»Wasser!« gurgelte er wie von Sinnen.

»Wollen Sie trinken und sterben?« schrie ich ihn an.
Sein Blick war glasig. Er schien mich nicht mehr zu erkennen.
»Haben Sie gehört, was ich sagte?« schrie ich erneut.
»Wasser«, röchelte er. »Dort ist Wasser, Tony!«
»Ja, dort ist aber noch etwas!« schrie ich weiter. »Mann, machen Sie doch die Augen auf! Erkennen Sie jetzt die Gefahr?«
Endlich kam er zu sich. Als er die Teufelsarme sah, zuckte er bestürzt zurück.
Die Metallkrallen kratzten über den Stein. Das rief einen so schrillen Laut hervor, daß wir davon eine Gänsehaut bekamen.
»Wenn wir Wasser wollen, müssen wir darum kämpfen«, sagte ich.
Tucker Peckinpah kroch aufgeregt zurück. Der nasse Felsen nahm eine bräunliche Färbung an, und im nächsten Moment wurde ein grauenerregendes Ungeheuer sichtbar.
Der Stein schien für das behaarte Ungeheuer nicht zu existieren. Es trat vor und ragte breit und bedrohlich vor uns auf.
»Ein Höllenaffe!« keuchte Tucker Peckinpah entsetzt.
Ich federte hoch und wich erst mal zurück.
Die Situation hatte Ähnlichkeit mit einem Abenteuer, das ich in der Feuerwelt erlebt hatte. Damals hatte ich es mit einem riesigen Satansgorilla zu tun.
Dieser Gegner hier hatte nur auf den ersten Blick Ähnlichkeit mit einem Affen. Wenn man ihn genauer betrachtete, wirkte er viel gefährlicher.
Auch an den Zehen hatte er Metallkrallen, und auf seinen behaarten breiten Schultern saß ein gewaltiger runder Schädel. Aus seinem Maul ragten Stoßzähne wie bei einem Wildschwein. Kleine gelbe Augen funkelten mich an.
Aus den Augenwinkeln sah ich Tucker Peckinpah. Er wankte wie ein Halm im Wind. Ich wies auf eine schmale Felsspalte. Wenn er sich dort versteckte, würde ihm der Höllenaffe nichts anhaben können. Das hoffte ich jedenfalls. Wenn ich aber bedachte, daß dieses Monster durch massiven Stein gehen konnte…
Peckinpah quetschte sich zwischen die Felsen, schob sich durch und wartete.
Die gelben Augen meines Feindes begannen zu strahlen; so intensiv, daß sie mich bannten.
Ich wich Schritt für Schritt zurück.
In meinen Händen blinkten die magischen Wurfsterne. Ich konzentrierte mich auf sie und nicht auf die gefährlichen Augen des Monsters, die mich so durchdringend anstarrten.
Als die Krallenpranken heran fegten, warf ich mich flach auf den Boden.
Die Klauen des Höllenaffen fegten knapp über mich hinweg. Ich

sprang sofort wieder auf. Da zuckte der massige Schädel vor, und ich wäre um ein Haar von den beiden Hauern aufgespießt worden.

Mit einem reaktionsschnellen Sprung brachte ich mich in Sicherheit, stolperte dabei über eine Bodenunebenheit und stürzte. Der Höllenaffe stieß ein schrilles, geckerndes Gelächter aus. Es paßte - verglichen mit seiner Größe und seinem bedrohlichen Aussehen - gar nicht zu ihm.

Mein Gegner hatte ein harmloses »Stimmchen«, aber es wäre tödlicher Leichtsinn gewesen, den Höllenaffen als harmlos einzustufen.

Meinen Sturz konnte ich nicht verhindern, aber ich machte das Beste daraus. Ich nützte den Schwung, rollte über den Rücken und die Schulter ab, nahm den Kopf zur Seite und kam schneller auf die Beine, als es der Höllenaffe anscheinend für möglich hielt, denn er ließ sich mit seiner nächsten Attacke Zeit.

Dadurch hatte ich Luft.

Und ich schleuderte sofort einen meiner drei Wurfsterne. Der fünfzackige, geweihte Drudenfuß durchschnitt sirrend die Luft.

Ich wartete die Reaktion auf den ersten Treffer nicht ab, sondern warf sogleich den nächsten Stern. Als er sich in den Hals des Monsters bohrte, brüllte es auf. Diesmal so tief und so laut, daß mir die Ohren dröhnten.

Es war die Reaktion auf den ersten Treffer!

Spätzünder, dachte ich. Der reagiert so langsam wie ein Saurier…

Wurfstern Nummer drei ging auf die Reise.

Die beiden ersten hatte ich waagrecht aus dem Handgelenk geschleudert. Nummer drei kam senkrecht und erwischte das Untier genau zwischen den Augen. Das grelle Leuchten erlosch, flammte wieder auf, erlosch abermals…

Der Höllenaffe vollführte wütende, unkontrollierte Bewegungen. Ich brachte mich vor den hin und her sausenden Armen in Sicherheit. Das haarige Ungeheuer riß sich die magischen Wurfsterne aus dem Fleisch und schleuderte sie in die Luft. Ich hoffte, sie später wiederzufinden.

Vernichtet war das Monster noch lange nicht, aber angeschlagen - und blind vor Wut.

Ich setzte meinen Flammenwerfer ein. Gegen den roten Kraken hatte ich damit immerhin einen großartigen Erfolg erzielt.

Etwa einen Meter lang war die Feuerlohe. Es sah fast so aus, als hielte ich ein Schwert in der Hand, dessen Klinge brannte. Die Flamme hätte jetzt ruhig etwas länger sein können, denn der Höllenaffe verfügte über eine furchteinflößende Reichweite, und die Verletzungen, die ich ihm mit den Wurfsternen zugefügt hatte, machten ihn rasend.

Ich flitzte an meinem Gegner vorbei und kletterte an einem Felsen hoch. Ich wunderte mich darüber, wie ich noch so schnell sein konnte

- nach diesem langen Marsch durch die Wüste.

Es mußte der Selbsterhaltungstrieb sein, der in mir sämtliche Kraftreserven mobilisierte, damit Tucker Peckinpah und ich hier überlebten.

Mit einer Hand klammerte ich mich an einen steinernen Vorsprung, mit der anderen attackierte ich das behaarte Monster. Weit beugte ich mich vor, und ich streckte den rechten Arm voll aus.

Dann stieß ich einfach einen unartikulierten Schrei aus. Ich wollte damit nur erreichen, daß das Biest sich umdrehte, und der Höllenaffe tat genau das, was ich wollte.

Wuchtig schwang er herum und ich zog ihm die Flamme über beide Augen. Jetzt war er blind, aber er verlor nichts von seiner Gefährlichkeit, wie ich gehofft hätte.

Ich konnte nicht verhindern, daß er mich mit einem Faustschlag vom Felsen fegte. Hart landete ich auf dem Boden, und er trat nach mir. Mehrmals verfehlten mich seine blinkenden Krallen nur ganz knapp.

Er sah mich nicht mehr, wußte aber immer noch, wo ich mich befand. Konnte er mich riechen? Ortete er mich auf irgendeine andere Weise?

Ich spürte, wie es auch mit meinen Kraftreserven zu Ende ging. Kein Wunder. Dieser Kampf verlangte mir das Letzte ab. Meine Kleidung war schweißgetränkt. Ein fürchterlicher Durst quälte mich. Ich brauchte endlich das Wasser, an das uns der Höllenaffe nicht heranließ.

Ich stach mit meinem »Flammenschwert« nach dem rechten Bein des Monsters. Mein Gegner hinkte einmal im Kreis herum, und als er sich mir wieder zuwandte, machte ich ihm den Garaus.

Er verendete innerhalb weniger Augenblicke, und Tucker Peckinpah quetschte sich bleich zwischen den Felsen hervor. Ich sammelte die magischen Wurfsterne ein. Der Industrielle zeigte mir seine Daumen und sagte: »Ich habe sie mir für Sie fast kaputtgedrückt.«

»Danke, Partner. Sie waren mir eine große Hilfe«, sagte ich grinsend und wischte mir die Schweißbäche vom Gesicht.

Wir begaben uns zum Wasserbecken. Ich wollte Peckinpah den Vortritt lassen, doch er schüttelte den Kopf, obwohl er mehr noch nach dem kühlen Naß lechzte als ich.

»Sie zuerst, Tony. Sie haben sich einen großen Schluck redlich verdient.«

»Nun machen Sie schon«, sagte ich gespielt unwirsch. »Oder wollen Sie die Höflichkeit so weit treiben, daß das Wasser inzwischen verdunstet?«

Abermals sank der Industrielle auf die Knie, und dann trank er.

»Lassen Sie sich Zeit«, riet ich ihm. »Nicht zuviel auf einmal. Sonst gibt's eine Kolik.«

Er befolgte meinen Rat. Auch ich trank zunächst nicht viel. Es war eher ein Lippen- und Mundbefeuchten, dann ein paar kleine Schlucke, später mehr…

Wir tankten auf wie Kamele, und allmählich begannen wir uns wieder besser zu fühlen.

Wir lehnten in der Nähe der Quelle an einem Felsen und streckten die müden Glieder von uns.

»Ich hatte noch nicht oft Gelegenheit, Sie kämpfen zu sehen, Tony«, sagte Tucker Peckinpah.

»Jetzt erst habe ich eine Erklärung dafür, wieso Sie bisher so viele Auseinandersetzungen gewonnen haben. Sie lassen sich nicht unterkriegen. Selbst wenn Sie auf verlorenem Posten stehen und niemand mehr einen Penny für Sie gibt, kämpfen Sie weiter - und siegen.«

Ich grinste. »Ich würde Ihnen dennoch nicht empfehlen, jemals Ihr gesamtes Vermögen auf mich zu setzen. Sie könnten es verlieren.«

»Sie meinen, weil der Ausgang eines solchen Kampfes niemals von Beginn an feststeht.«

»So ist es, Partner.«

»Ich würde trotzdem jederzeit auf Sie setzen, und ich weiß besser als Sie, daß Sie mich nie enttäuschen würden.«

»Ich denke, Sie haben mir genug geschmeichelt. Nun sollten Sie sich ausruhen, schlafen und zu neuen Kräften kommen. Wir müssen sobald wie möglich weiter. Nach dem Durst wird sich irgendwann der Hunger einstellen.«

»Was meinen Sie… Ob der Höllenaffe genießbar ist?«

»Ich würde es lieber nicht versuchen. Es ist nicht ratsam, Dämonenfleisch zu essen.«

»War das denn ein Dämon?«

»Welche Farbe hatte sein Blut?«

»Äh - schwarz…«

»Na also.«

***

VALERIAN

Drei Tage schon hing ich am Pfahl der tausend Qualen, und immer zur selben Stunde kam Cheetas, um mich zu geißeln. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr mich die Silberstacheln peinigten. Die Schmerzen waren manchmal so unerträglich, daß ich ohnmächtig wurde.

Am ersten Tag schütteten sie mir Wasser ins Gesicht, damit ich wieder zu mir kam, und dann machte Cheetas weiter, bis ich wieder das Bewußtsein verlor. Es gelang ihnen, mich abermals mit Wasser zu wecken, denn ich war noch stark.

Auch am zweiten Tag konnten sie mich mit Wasser aus der Ohnmacht zurückholen.

Am dritten Tag nicht mehr.

Niemand durfte zu mir, am allerwenigsten Gismina und Beato. Hunger und Durst quälten mich, und mein Rücken schien in Flammen zu stehen. Die Schmerzen ebbten kaum noch ab, und meine Angst verdoppelte sich vor jeder neuen Geißelung.

Am fünften Tag konnte ich nicht mehr. Ich brüllte schon, bevor Cheetas begann, aber das hinderte ihn nicht, mich wieder zu schlagen.

Lange war ihm dieses Vergnügen jedoch nicht gegönnt. Ich wurde sehr schnell ohnmächtig und blieb es sehr lange. Als ich zu mir kam, meldete man es ihm, und er fragte mich: »Wie lange glaubst du, hältst du das noch aus, Valerian?«

»Nicht mehr«, flüsterte ich. »Ich bin am Ende… Dieses Silber… Ich ertrage es nicht mehr…«

»Habe ich endlich deinen Willen gebrochen? Weißt du endlich, wozu du geboren wurdest?«

»Ja«, stöhnte ich. »Ja, ja, ja…«

Cheetas lachte höhnisch. »Ich sagte dir, ich würde dich klein kriegen.«

»Du hattest recht.«

»Wenn ich mich wieder auf die Jagd begebe, wirst du an meiner Seite reiten.«

»Ja«, sagte ich, damit er mich nicht wieder schlug.

»Und du wirst der eifrigste Seelenjäger von allen sein.«

»Ja, alles, was du willst, Cheetas. Ich kann nicht mehr.«

Er lachte zufrieden. Meine Worte und ihr Klang verrieten ihm deutlich, wie sehr er mich besiegt hatte. Er zerstörte gern, und mich hatte er restlos zerstört.

Restlos?

O nein, nicht völlig restlos. Ein winziger Funke lebte noch in mir. Er gloste in aller Heimlichkeit und hoffte auf die Chance, noch einmal das Feuer des Andersseins in mir entfachen zu können, aber das konnte Cheetas nicht wissen.

Ich wußte es selbst kaum.

Aber der Funke war da, und mein fast ganz zerbrochener Geist klammerte sich mit allerletzter Kraft an ihn.

Ich gab klein bei, gab mich geschlagen. Cheetas sollte denken, mich besiegt zu haben. Alle sollten es glauben. Meine Kapitulation, diese bebende Lüge, sollte alle täuschen und mir das Leben retten.

Erst mal weg vom Pfahl der tausend Qualen, dachte ich. Und dann müssen die Wunden, die mir die Silberstacheln gerissen haben, heilen. Das wird viel Zeit in Anspruch nehmen, denn Wunden, die einem Teufel mit Silber geschlagen werden, heilen schlecht. Aber ich werde

wieder zu Kräften kommen. Ich muß wieder auf die Beine kommen. Gismina und Beato brauchen mich. Wie recht Gismina doch hatte. Wir hätten vor Cheetas' Rückkehr fliehen sollen. Nun, wir werden fliehen, wenn ich wieder bei Kräften bin, Gismina. Ich verspreche es. Und ich schwöre, daß ich mich an keiner Seelenjagd beteiligen werde, wenn mein Mund in diesem Augenblick auch anders spricht. Aber das geschieht nur, damit ich am Leben bleibe.

»Du bist klug«, sagte Cheetas. »Ich hätte dich zu Tode gegeißelt, wenn du nicht aufgegeben hättest. Und du wärst hier als abschreckendes Beispiel für Gismina und Beato hängen geblieben. Die beiden sind nicht so stark wie du. Ich werde die Lücken mit euch auffüllen, und ihr werdet euch sehr anstrengen müssen, jene zu ersetzen, die diesmal nicht zurückgekehrt sind.«

Also passen wir uns an, dachte ich erschöpft. Aber nur bis zur Flucht.

Cheetas befahl, mich loszuschneiden. Ich war so schwach, daß ich nicht stehen konnte. Mein Körper war eine riesige Quelle des Schmerzes.

Warum hatte ich als Teufel geboren werden müssen?

Warum hatte ich nicht das Licht irgendeiner anderen Welt erblickt, wo es nicht normal war, Böses zu tun? Ich wußte, daß es viele solche Welten gab, und sie alle waren den Höllenwesen ein Dorn im Auge.

Immer wieder zogen sie aus, um ihre Lehre, um das Böse dorthin zu bringen. Sie wurden bekämpft, zurückgeschlagen, manchmal besiegt. Aber sie gaben niemals auf. Einmal wollten sie alle Welten beherrschen. Das Böse sollte das Gute überwuchern und ersticken.

Für mich war das ein schrecklicher Gedanke, denn ich dachte an meine Zukunft. Wenn uns die Flucht gelang, wenn wir irgendwo unseren Frieden fanden, sollte uns die Hölle nicht einholen. War das denn zuviel verlangt?

Vielleicht würden wir um unseren Frieden kämpfen müssen.

Sie hatten den Strick durchgeschnitten und mich aufgefangen.

»Was soll mit ihm geschehen?« fragten sie Cheetas.

»Bringt ihn zu mir«, verlangte dieser, und sie schafften mich in sein Haus.

Sie gingen nicht sanft mit mir um, obwohl sie wußten, daß mich die geringste Berührung schrecklich schmerzte. Sie hatten kein Mitleid mit mir. Das war ganz normal für sie.

Sie stießen mich in einen feuchten, fensterlosen Raum, der halb unter der Erde lag.

Ich war schwer benommen, mein Blick war stark getrübt. Die Zeit verstrich, ohne daß ich es mitbekam. Halb tot war ich, und mir kamen Zweifel, ob ich jemals die Kraft haben würde, zu genesen. Ich fühlte mich so elend, so restlos erledigt, daß ich mir nicht vorstellen konnte, wie sich das ändern sollte.

Da lag ich, ein Opfer meiner Abartigkeit. Verhöhnt, verspottet, verachtet, zerschlagen - mit gebrochenem Willen. Nun, völlig gebrochen war er zum Glück nicht.

Jemand kümmerte sich um mich.

Ich wußte nicht, wer es war. Meine Wunden wurden versorgt, und ich bekam zu essen und zu trinken. Es wurde mir vorsichtig eingeflößt. Breiige Speisen wurden mir auf die Lippen geschmiert, und ich schluckte krampfhaft.

Ich war zu erschöpft, um irgend jemand zu erkennen. Hin und wieder kam Cheetas. Ihn erkannte ich an der Stimme, aber wer sonst den Raum betrat, wußte ich nicht.

Glühendes Fieber packte mich. Es wollte mich verbrennen, legte sich auf meine Augen und machte mich blind. Ich fragte mich, ob Cheetas gestattet hatte, daß sich Gismina um mich kümmerte.

»Gismina?« fragte ich mit schwacher Stimme, als eine süße Flüssigkeit in meinen Mund geträufelt wurde.

»Ich bin nicht Gismina«, bekam ich zur Antwort.

Weiche, kühlende Blätter lagen auf meinen glühenden Augen. Ich wollte sie fortnehmen.

»Tu das nicht, Valerian«, bat mich die weibliche Stimme.

»Ich möchte dich sehen.«

»Du wirst mich sehen. In einigen Tagen.«

»Wer bist du?«

»Nu-uta ist mein Name.«

»Du bist kein Höllenwesen.«

»Nein«, antwortete Nu-uta. »Ich lebte auf Soolam.«

»Soolam? Wo ist das? Ich habe noch, nie davon gehört.«

»Es ist eine ferne Welt, doch leider ist nichts weit genug von der Hölle entfernt, um vom Bösen nicht heimgesucht zu werden. Cheetas fiel mit seiner Horde bei uns ein und wütete schrecklich. Ich habe viele sterben sehen. Sie wurden zusammengetrieben und grausam hingemordet, und ihre Seelen brachte Cheetas in die Hölle, um sie zu verkaufen.«

»Bist du… dieses grauhäutige Wesen?« fragte ich.

»Das war ich«, antwortete Nu-uta traurig. »Nun habe ich keinen Körper mehr. Cheetas hat ihn mir genommen und mich zu seiner Sklavin gemacht.«

»Er behandelt dich schlecht, nicht wahr?«

»Er hat Freude daran, mich täglich zu quälen. Ich hasse ihn. Wenn ich könnte, würde ich ihn töten, aber mein Körper steht mir nicht mehr zur Verfügung, und meine Seele ist zu schwach, um Cheetas gefährlich werden zu können.«

Ich erinnerte mich an die große Angst, die Nu-uta in der Seelenmulde gehabt hatte. Schwarze Tränen hatte sie geweint, weil sie glaubte, ich

würde sie mit Cheetas' Schwert töten.
»Du hast uns unser Leben nicht genommen, Valerian. Das war sehr mutig von dir.«
»Was hat es euch geholfen? An meiner Stelle hat es Cheetas getan.«
»Ich fühle mich dir trotzdem zu Dank verpflichtet. Ich würde dir gern helfen.«
»Weißt du, was Cheetas mit dir macht, wenn du mir hilfst?«
»Es kann nicht mehr schlimmer kommen«, behauptete Nu-uta.
Ich wußte es besser. »O doch«, sagte ich. »Cheetas hat noch einige grausame Pfeile im Köcher. Du ahnst nicht, wie schlimm es für dich noch werden kann. Im Vergleich damit führst du jetzt ein paradiesisches Leben.«
»Ich möchte dir trotzdem helfen, Valerian.«
»Was spricht Cheetas über mich?«
»Er bereitet sich auf die nächste Jagd vor. Aber er wird nicht ohne dich reiten.«
»Er wartet, bis ich wieder gesund bin?«
»Mit großer Ungeduld«, sagte Nu-uta.
»Dann sollte ich mir mit der Genesung Zeit lassen«, bemerkte ich grimmig. »Je länger ich hier liege, desto länger werden viele Wesen ihr Leben behalten. Wird er Gismina und Beato auch mitnehmen?«
»Ja, er hat sie unter Druck gesetzt, hat ihnen mit dem Pfahl der tausend Qualen gedroht.«
»Er hat sie weichgekriegt«, knirschte ich.
»Gismina liebt dich sehr, nicht wahr?« fragte Nu-uta.
»So, wie ich sie liebe. Aber es darf in der Hölle keine Liebe geben.«
»Auf Soolam schon«, sagte Nu-uta. »Nichts Wunderbareres kann es dort geben.«
»Wie sieht es aus auf Soolam?« fragte ich.
»Herrlich. Ich glaube, es würde dir dort gefallen.«
Soolam, dachte ich. Könnte das meine neue Heimat werden?
»Es gibt sehr viel Wasser auf Soolam«, erzählte Nu-uta. »Wir leben darauf.«
»Auf dem Wasser?« fragte ich.
»Es gibt Welten, da versinkt man im Wasser, wenn man nicht schwimmen kann. Auf Soolam ist das anders. Dort trägt dich das Wasser. Du kannst darauf gehen, kannst darauf Türme errichten, Städte bauen. Es gibt keinen Krieg auf Soolam. Früher, vor meiner Zeit - sehr lange davor - soll es welche gegeben haben, aber dann wurde der ewige Frieden ausgerufen.«
»Ewiger Friede«, sagte ich beeindruckt. »Das muß großartig sein.«
»Das ist es«, bestätigte Nu-uta.
Ich bat sie, mir den Weg dorthin zu beschreiben. Sie tat es, aber es war nicht leicht, die Einzelheiten zu behalten. Es gab auf diesem Weg

zahlreiche Verästelungen, und entschied man sich für die falsche Richtung, geriet man in tödliche Gefahren.
Ich träumte dennoch davon, den Weg nach Soolam zu gehen. Mit Gismina und Beato.
»Wenn ich wieder bei Kräften bin…« begann ich.
»… mußt du mit Cheetas reiten«, fiel mir Nu-uta ins Wort.
»Das werde ich ganz bestimmt nicht tun. Ich habe Vertrauen zu dir, Nu-uta, deshalb sollst du wissen, was ich plane. Ich werde die Hölle mit Gismina und ihrem Bruder verlassen,«
»Flucht?«
»Ja, Nu-uta, Flucht. Ich hätte lange schon fliehen sollen, dann wäre mir der Pfahl der tausend Qualen erspart geblieben, und ich mußte hier nicht liegen.«
»Du möchtest nach Soolam gehen.«
»Was du mir von deiner Heimat erzählt hast, klingt so verlockend…«
»Soolam wird für euch eine feindliche Welt sein, Valerian.«
»Aber du sagtest doch, es gebe dort Liebe und ewigen Frieden.«
»Nicht für euch. Ihr seid Gehörnte. Eine Teufelshorde fiel in Soolam ein.«
»Gismina, Beato und ich sind anders -«
»Das weiß ich«, sagte Nu-uta. »Aber niemand auf Soolam weiß es. Man würde in euch Feinde sehen und auf der Stelle töten.«
»Dieser Irrtum müßte sich doch aufklären lassen.«
»Nein, Valerian. Niemand würde euch anhören. Man würde euch nicht glauben, würde denken, ihr wolltet euer Leben mit einer Lüge retten. Solltest du wirklich fliehen, versprich mir, daß du nicht nach Soolam gehst. Ihr würdet das nicht überleben. Auf Soolam wäre eure Flucht zu Ende - Cheetas hat es für euch zu einer feindlichen Welt gemacht. Liebe und Frieden würdet ihr dort nicht finden.«
Für mich brach ein schöner Traum entzwei, an den ich mich so gern geklammert hätte. Ich brauchte irgend etwas, woran ich mich aufrichten konnte.
Soolam durfte es nicht sein.
Nun gut, sagte ich mir, dann wird es eben eine andere Welt sein. Eines steht auf jeden Fall fest: In der Hölle bleibe ich nicht!
Mir fiel nicht auf, daß Nu-uta mich allein gelassen hatte. Ich richtete wieder das Wort an sie, aber sie antwortete nicht mehr.
»Nu-uta?« fragte ich und lauschte.
Nichts war zu hören.
Nun nahm ich mir doch die kühlenden Blätter von den Augen und blickte mich um. Niemand war bei mir. Ich war allein mit meinen Ängsten, Zweifeln, Plänen, Hoffnungen.
Es gibt andere Welten, wo wir Zuflucht suchen können, sagte ich mir. Die Erde zum Beispiel. Sie liegt näher und ist besser zu erreichen.

Zwar herrscht dort kein ewiger Frieden - in dieser Hinsicht ist Soolam wohl eine Ausnahme - aber man kann auf der Erde Frieden finden, wenn man ihn sucht.
Cheetas kam, um sich über meinen Genesungsfortschritt zu informieren. Ich tat so, als wäre es zu einem Rückfall gekommen.
»Das Silber«, stöhnte ich mit schlaffen Lippen. »Es wirkt so stark nach.«
Cheetas sprach von einer Dimension, deren Namen ich schon einmal gehört hatte. Sie sollte sein neues Ziel sein.
»Wenn du dich nicht schneller erholst, nehme ich dich so mit, wie du bist«, knurrte Cheetas. »Ich hasse es, untätig zu sein. Also laß mich nicht mehr lange warten, Valerian.«
»Ich gebe mein Bestes«, versicherte ich ihm.
Ich wunderte mich, wie leicht es mir fiel, ihn zu täuschen und zu belügen. Normalerweise widerstrebte es mir, die Unwahrheit zu sagen. Auch das gehörte zu meiner Abartigkeit.
Nu-uta pflegte mich aufopfernd. Ich erholte mich rascher, als ich es Cheetas gegenüber zugab. Die Wunden verheilten, und ich fragte Nu-uta, ob sie die Möglichkeit hätte, Gismina und ihrem Bruder eine Nachricht zukommen zu lassen.
»Ich werde es versuchen«, versprach sie mir. Ein grünes Schattenwesen war sie jetzt, an den Rändern zerfließend, ohne Gesicht, ohne Augen, ohne den kleinen Rüssel.
Cheetas Sklavin. Gepeinigt, gedemütigt, ständig von der Vernichtung bedroht. Sie brauchte nur Cheetas Mißfallen zu erregen, dann war sie verloren.
»Was soll ich bestellen?« fragte Nu-uta.
»Sag ihnen, sie sollen sich bereithalten.«
»Für die Flucht?«
»Ja.«
»Wann willst du fortgehen, Valerian?«
»Vielleicht schon morgen nacht.«
»Meine besten Wünsche werden dich begleiten«, sagte Nu-uta.
»Ich werde dich vermissen. Ich habe dich in dieser kurzen Zeit in mein Herz geschlossen«, gestand ich ihr. »Wenn es möglich wäre, würde ich dich mitnehmen, aber du bist nur noch eine Seele.«
»Zu schwach für eine Flucht«, sagte Nu-uta traurig. »Ich werde in Gedanken immer bei dir sein, Valerian.«
»Und ich bei dir«, sagte ich gerührt.
In der darauffolgenden Nacht gab Cheetas ein Gelage, und nur so zum Spaß vernichtete er zwei seiner Sklaven. Es waren die Seelen der beiden Dreibeinigen.
»Gismina und Beato sind bereit«, flüsterte mir Nu-uta zu.
Ich stahl mich davon. Nu-uta begleitete mich bis an die Tür, die aus

dem Haus führte. Ich blickte das grüne Wesen ernst an.
»Lebewohl, Valerian«, sagte Nu-uta.
»Ich hoffe, daß Cheetas deiner bald überdrüssig wird und dich verkauft.«
»Dann werde ich woanders leiden.«
»Nicht alle Teufel sind so grausam wie Cheetas«, sagte ich.
»Geh jetzt. Verlasse die Hölle, Valerian, und komme nie mehr zurück.«
Ich huschte nach draußen.
Augenblicke später umarmte mich Gismina schluchzend.
»Hebt euch das für ein andermal auf«, sagte Beato drängend. »Wir müssen fort, und zwar schnell.«
Mein Herz schlug wie verrückt vor Glück. Ich umarmte auch Beato, und dann eilten wir davon. Wir stahlen drei Pferde, führten sie an den Zügeln fort, und erst als wir sicher sein konnten, daß man den Hufschlag nicht mehr hören konnte, stiegen wir auf.
Wir verwendeten sehr viel kostbare Zeit, eine falsche Fährte zu legen. Dann versteckten wir uns auf einem Hügel zwischen Felsen und warteten.
Ich rechnete damit, daß unsere Flucht bald entdeckt werden würde, und ich irrte mich nicht. Kaum hatten wir uns versteckt, da sprengten bereits Reiter heran.
Eine riesige Staubwolke begleitete sie. Ihre schrillen Schreie waren bis zu uns herauf zu hören. Ich drückte fest Gisminas Hand und flüsterte ihr zu: »Hab keine Angst, sie werden uns nicht finden.«
Gismina schüttelte den Kopf. »Ich fürchte mich nicht, wenn du bei mir bist, Valerian.«
Cheetas und seine Begleiter folgten der falschen Fährte. Die Mühe hatte sich gelohnt, sie zu legen.
»Es wird eine Weile dauern, bis Cheetas merkt, daß wir ihn in die Irre geführt haben«, sagte Beato.
»Dieses Zeitgeschenk müssen wir nützen«, sagte ich. »Kommt.«
Wir schwangen uns auf die Pferde und trieben sie an, und mit einem langen, scharfen Ritt entfernten wir uns von unseren Verfolgern.
Nun galt es, ein Höllentor zu finden, durch das wir uns absetzen konnten, Beato kannte eines. »Es wird natürlich bewacht«, sagte er. »Aber mit der richtigen Portion Glück müßten wir es schaffen, durch dieses Tor zu kommen.«
Ich forderte ihn auf, die Führung zu übernehmen, und kurz darauf sahen wir das Tor. Es glich einem roten Spiralnebel, der sich fortwährend drehte.
Beato wies darauf. »Da müssen wir durch.«
»Ich sehe keine Wachen«, sagte Gismina.
»Wenn du sie auch nicht siehst, das Tor wird bewacht, darauf kannst

du dich verlassen.«

Hoch wie zehn Männer war das Tor. Der rote Nebel drehte sich um eine unsichtbare Achse, und Beato machte uns darauf aufmerksam, daß wir noch lange nicht in Sicherheit waren, wenn es uns gelang, dieses Tor hinter uns zu lassen.

»Denn dahinter beginnt ein Zwischenreich«, sagte er. »Man kann es gefahrlos durchqueren, wenn man die Hölle nicht als Flüchtling, sondern als deren Vertreter verläßt. In diesem Fall ist es auch nicht schwierig, dieses Höllentor zu passieren. Aber auf Abtrünnige warten hinter dem Höllentor Jachos Fallen.«

Beato erzählte uns von Jacho, dem Bestrafer. Wir erfuhren vom Friedhof der Verdammten und welches entsetzliches Schicksal uns dort ereilen konnte.

»Vielleicht sollten wir dieses Tor lieber meiden«, sagte Gismina. Sie wunderte sich wie ich darüber, wie gut Beato informiert war. Woher hatte er das alles? Ich stellte ihm diese Frage. Er sagte, er hätte vor langem ein Gespräch zwischen Cheetas und einem seiner Vertrauten belauscht.

»Das nächste Tor ist zu weit von hier entfernt«, sagte Beato zu seiner Schwester. »Wir müssen hier durch. Cheetas hat bestimmt schon kehrt gemacht. Er wird unsere richtige Spur finden. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Wer das Höllentor bewacht, wußte Beato nicht.

Es war nicht ratsam, einfach auf den roten Spiralnebel zuzureiten und zu sehen, was passierte. Ich hatte eine Idee. Ich wollte mein Pferd durch das Tor schicken.

Wir stiegen ab. Ich trat hinter das Tier, stieß einen wilden Schrei aus und schlug mit der flachen Hand auf die Kruppe.

Das Pferd erschrak, wieherte, stieg hoch und schoß davon. Wir warteten gespannt. Weit ausgreifend jagte das Tier auf das Höllentor zu. Ich biß meine Lippen vor Aufregung fast durch. Gismina lehnte zitternd an mir.

Das Pferd hatte das Höllentor schon fast erreicht.

Nichts passierte.

Ich warf Beato einen erstaunten Blick zu. »Hast du dafür eine Erklärung?«

»Nein«, preßte Beato heiser hervor. »Aber das Tor wird bewacht, ich weiß es.«

»Vielleicht werden Tiere am Verlassen der Hölle nicht gehindert«, sagte Gismina.

»Da!« rief im selben Augenblick Beato.

Vor dem Höllentor flimmerte die Luft, und dann wurden die Wächter sichtbar.

»Höllenhunde!« keuchte Beato.

Mir kroch die eiskalte Angst mit dünnen Spinnenbeinen über den Rücken. Die Höllenhunde waren fast so groß wie das Pferd. Sie rissen ihre Schnauzen auf, und Feuer schlug dem Tier aus ihren Rachen entgegen.

Zwei der riesigen Hunde bewachten das Höllentor. Sie fielen über das Pferd her, zerrissen und verschlangen es.

Sobald nichts mehr von dem Tier übrig war, verschwanden die gefährlichen Hunde wieder. Mir saß ein dicker Kloß in meiner Kehle.

»Wie sollen wir da durchkommen?« fragte Gismina entsetzt.

»Wir müssen es schaffen«, sagte Beato. »Oder wir fallen Cheetas in die Hände und nehmen ein grauenvolles Ende.«

***

Interessiert und gespannt hatten Roxane und Mr. Silver dem jungen Teufel zugehört. Valerian war eine bedauernswerte Kreatur. Er war noch so jung und hatte schon soviel Schreckliches erlebt.

Noch kannten die weiße Hexe und der Ex-Dämon nicht die ganze Geschichte, aber sie würden auch noch den Rest erfahren, und sie waren entschlossen, Valerian beizustehen.

Gismina und Beato waren in Gräbern auf dem Friedhof der Abtrünnigen gefangen. Sie befanden sich unter der schwarzen Erde, waren aber nicht tot, würden niemals tot sein.

Aber verloren, denn Jacho, der Bestrafer, würde ihre Seelen in gefährliche Satanskrähen verwandeln, und solange diese Vögel existierten, würden sie »leben«, und die Krähen würden Dinge tun, die Gismina und Beato zutiefst verabscheuten.

Ein Leben, wie es der Hölle gefiel, würden die Seelenvögel führen. Das war die grausame Strafe für die Abtrünnigen. Jacho würde sie vollziehen.

Und Jacho kam…

Weder Roxane noch Mr. Silver bemerkten ihn. Er war auf einmal da. Dem Nichts schien er entstiegen zu sein, eine hochgewachsene, schlanke, grauenerregende Gestalt.

Ein Horrorwesen von besonderem Format.

Er hatte Hände, die den Fängen der Satanskrähen glichen, trug ein dunkles Gewand, das bis zum Boden reichte, und eine Kapuze auf dem Kopf.

Ein helles Leuchten schien von ihm auszugehen, und als er sich mit einer raschen Bewegung drehte, fächerte ein spinnwebendünner Umhang auseinander.

Jacho, der Bestrafer, war da…!

***

Wir ruhten uns mehrere Stunden lang aus. Auch ich hatte Gelegenheit, eine Weile zu schlafen.

Wir tranken wieder Wasser, und mir fiel ein, was es für Folgen gehabt hatte, als ich unabsichtlich in der Feuerwelt brennendes Wasser schluckte. Es hatte mich allmählich zum Feuerwesen werden lassen. Ich konnte nur hoffen, daß dieses Wasser auf Tucker Peckinpah und mich keine ähnliche Wirkung hatte.

Mit einem kurzen Blick streifte ich den Höllenaffen. Die Kraft des magischen Feuers, an dem er zugrunde gegangen war, hatte ihn zersetzt. Es war kaum noch Fleisch von ihm übrig. Bleiche Knochen lagen auf dem Boden.

Allmählich stellte sich bei Tucker Peckinpah wieder ein gesunder Optimismus ein. Er sah nicht mehr schwarz, hoffte wieder und rechnete mit einem Erfolg.

Es war ihm einmal gelungen, die Hölle zu verlassen, warum sollte es ein zweitesmal nicht möglich sein? Diesmal war er noch dazu nicht allein.

»Ich glaube, wir können es schaffen, Tony«, sagte er.

Ich schmunzelte. »Sie scheinen von einem Quell der Weisheit getrunken zu haben.«

»Seit mich der Durst nicht mehr quält, seit ich geschlafen und neue Kräfte getankt habe, geht es mir auch psychisch wieder besser«, sagte der Industrielle.

»Erfreulich, das zu hören«, sagte ich und setzte mich neben ihn.

»Wann brechen wir auf?« fragte Peckinpah.

»Ich schlage vor, den Zeitpunkt bestimmen Sie, Partner.«

»Habe ich noch eine halbe Stunde Zeit?«

Ich nickte.

Peckinpah lehnte den Kopf an den Felsen und schloß die Augen.

»Seien Sie ehrlich, Tony, haben Sie wirklich geglaubt, daß wir uns noch einmal wiedersehen?« fragte er unvermittelt.

»Ja, das habe ich, aber ich hatte auch eine Befürchtung: daß Sie dann nicht mehr derselbe sein würden.«

»Sie befürchteten, daß mich Asmodis umdrehen gegen Sie einsetzen würde?«

»Es hätte passieren können. Ich glaube, Sie hatten all die Jahre sehr viel Glück. Die schwarze Macht konzentrierte sich so gut wie nie auf Sie. Das muß nicht so bleiben. Sie könnten irgendwann einmal Zielscheibe der Hölle werden.«

»Das scheine ich inzwischen bereits geworden zu sein«, sagte Peckinpah.

»Es könnte noch schlimmer kommen. Cruv hat sich als Leibwächter zwar nicht schlecht gemacht, aber wir sollten Professor Hale bitten, Ihr Haus zusätzlich gegen Schwarzblüter abzusichern. Was halten Sie davon?«

»Sehr viel.«

»Es könnte auch nicht schaden, wenn Sie sich die eine oder andere Waffe zulegten.«

»Ich verlasse mich ganz auf Sie, Tony«, sagte der Industrielle. »Was Sie mir raten, werde ich tun, und ich werde selbstverständlich rückgängig machen, was gegen mein Einverständnis gegen Sie unternommen wurde.«

»Das war sowieso ein Schuß in den Ofen. Ich habe bewiesen, daß ich auf Ihre finanzielle Unterstützung nicht angewiesen bin. Der britische MI 5 und die CIA nahmen meine Dienste in Anspruch und bezahlten anstandslos meine Honorarforderungen. Vicky war mit ihrem Vermögen zur Stelle und stärkte mir den Rücken, wenn es nötig war. Sie hat dem ›Weißen Kreis‹ sogar einen Hubschrauber geschenkt, damit sich der Aktionsradius unserer Freunde vergrößert. Dean McLaglen versuchte mir mit Ihren Verbindungen die Wege zu ebnen, wenn es Schwierigkeiten gab…«

»Mit einem Wort, ich war gar nicht vonnöten«, brummte der Industrielle.

»Das will ich nicht sagen. Sie gehören zum Team, Partner. Daran darf und wird sich niemals etwas ändern.«

»Es wird wieder so sein wie früher«, sagte Tucker Peckinpah. »Wir werden wieder ganz die alten sein, Tony.«

»Ich bin froh, daß sich zwischen uns nichts geändert hat«, sagte ich ehrlich.

»Ich werde viel zu tun haben, wenn ich zurück bin.«

»Sie brauchen nichts zu überstürzen. Sie haben Zeit«, sagte ich.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh ich bin, Sie bei mir zu haben, Tony. Allein hätte ich nicht die Kraft gehabt, es noch mal zu versuchen. Ich glaube, ich hätte resigniert.«

»Ich *weiß*, daß Sie das nicht getan hätten«, widersprach ich dem Industriellen.

»Na schön, vielleicht hätte ich noch mal an Flucht gedacht, aber sie wäre mir nicht geglückt. Der rote Krake hätte mich gefressen oder ich wäre dem Höllenaffen zum Opfer gefallen.«

»War's beim erstenmal denn nicht so gefährlich?« fragte ich. Bisher hatten wir noch nicht darüber gesprochen. Ich hatte gehofft, Peckinpah würde von selbst damit beginnen, doch er hatte um dieses Thema stets einen großen Bogen gemacht.

Der Industrielle starrte vor sich auf den Boden. »Die siebente Hölle ist ein Gebiet, in dem sich Asmodis besonders gern aufhält. Schreckliches Getier lebt dort. Und die Pflanzenwelt dort ist wohl einmalig. Ich hing in Ketten am Schlangenstein. In den Löchern, mit denen er übersät ist, nisten Schlangen. Auch Asmodis erschien mir hin und wieder in Gestalt einer großen Schlange. Irgendwann, sagten die Teufel, die mich im Auftrag des Höllenfürsten peinigten, würde eine dieser

Schlangen zubeißen. Sie wanden sich an mir hoch, krochen mir über den Hals, übers Gesicht, und ich durfte mich nicht regen, denn mit der geringsten Bewegung hätte ich sie gereizt. Manchmal kettete man mich los und sperrte mich in einen Käfig, der an einer langen Stange befestigt war. Es gab einen See in der Nähe, dessen Oberfläche in Flammen stand. Dort hinein tauchten sie den Käfig. Hinab bis auf den Grund, und das magische Wasser kochte und brodelte, aber ich spürte die Hitze nicht. Ich wurde nicht einmal naß. Ich hatte nur rasende Schmerzen. Die Höllenkraft schnitt durch meinen Körper, und ich versuchte verzweifelt, aus dem Käfig auszubrechen. Jedesmal, wenn ich daran war, den Verstand zu verlieren, zogen sie mich hoch, um mich wenig später wieder unterzutauchen.«

Ich musterte Tucker Peckinpah. »Was hat man Ihnen nur angetan, Partner«, murmelte ich betroffen.

»Ich glaubte nicht, daß ich diese Torturen lange aushalten würde, aber meine Peiniger wußten die Qualen genau zu dosieren. Sie gingen niemals so weit, daß ich daran zugrunde ging. Meinem ärgsten Feind wünsche ich das nicht, Tony.«

Ich nickte schweigend.

»Für mich wurde es mehr und mehr zur Gewißheit, daß ich irgendwann mein Leben verlieren würde. Nur ganz selten hoffte ich auf eine Chance, aber ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß ich noch eine hatte. Ich dachte in dieser schrecklichen Zeit sehr oft an Sie, an Vicky Bonney, Roxane, Mr. Silver… An all Ihre Freunde, die auch meine Freunde sind. Wieder steckten sie mich in diesen Käfig, doch sie verschlossen die Tür nicht so gewissenhaft wie sonst. Ich flehte den Himmel an, zu verhindern, daß sie ihre Nachlässigkeit bemerkten. Vielleicht ist es verrückt, in der Hölle den Himmel um Beistand zu bitten, aber ich habe es getan, und mir wurde geholfen. Sie tauchten den Käfig in den See, und wieder durchtobten mich diese furchtbaren Schmerzen, doch diesmal konnte ich sie besser ertragen. Kaum schlug das brennende Wasser über mir zusammen, da öffnete ich die Tür und verließ den Käfig. Jede Bewegung war sehr schmerzhaft. Mir war, als würde sich das magische Wasser durch mein Fleisch, durch die Sehnen und Knochen fressen, aber ich gab nicht auf. Ich wußte, daß sich so eine Gelegenheit nie mehr bieten würde. Dort, wo sie mich nicht bemerken konnten, kroch ich aus dem Wasser und versteckte mich zwischen großen Pflanzen, die auf eine eigenartige Weise lebten. Als sie den Käfig aus dem See hoben und sahen, daß er leer war, stimmten Sie ein markerschütterndes Wutgeheul an, und dann schwärmten sie aus, um mich zu suchen. Einige sprangen in den Feuersee und tauchten nach mir. Ihnen schien das Wasser nichts anzuhaben. Ich beobachtete sie nicht lange, sondern zog mich im Schutz der Pflanzen zurück. Irgendwann kletterte ich auf einen Baum.

Er hatte keine Rinde, sondern eine Haut, die meiner ähnlich war. Und seine Äste waren Arme, die in Hände mit gespreizten Fingern endeten. Er hatte keine Blätter. Seine Krone war dennoch so dicht, daß ich mich in ihr verstecken konnte. Ich hoffte, daß mich dieses Baumwesen nicht verriet. Ich befürchtete auch, daß der Baum mich mit seinen vielen Händen packen und töten könnte. Überall brachen meine Verfolger durch das Unterholz. Einige konnte ich ganz deutlich sehen. Sie scheuchten ekelerregendes Getier auf, und hoch über mir hörte ich das Pfeifen von Flügeln. Fliegende Teufel beteiligten sich an der Suche. Ein erschreckendes Großaufgebot war unterwegs, um mich wieder einzufangen. Selbst als niemand mehr zu sehen war, wagte ich den Baum nicht zu verlassen. Wie gut ich daran tat, in meinem Versteck zu bleiben, erwies sich wenig später, denn da tauchte eine zweite Verfolgerwelle auf. Ich hörte zum erstenmal den Namen Kanutto erfuhr, wer das war, und daß Asmodis ihn auf mich ansetzen würde, falls mir eine Flucht aus der Hölle gelingen sollte. Ich ließ sehr viel Zeit verstreichen. Glücklicherweise verhielt sich der Baum neutral. Er ließ es auch zu, daß ich an ihm wieder herunterkletterte. Orientierungslos irrte ich durch den Höllenwald. Mir kam vor, als würden mich die Pflanzen in eine bestimmte Richtung lenken. Immer wieder verwehrten sie mir irgendwo den Durchgang, so daß ich auszuweichen gezwungen war. Ich vernahm ein Tosen und Brausen, dachte, es würde von den Pflanzen hervorgerufen, aber dann sah ich durch das dunkle Grün glitzerndes Wasser schimmern. Das Rauschen kam von einem breiten, hohen Wasserfall. Davor war meine Flucht zu Ende. Ich wollte umkehren, aber das ließen die lebenden Pflanzen nicht zu. Sie bildeten auf einmal eine undurchdringliche Wand, und über ihnen tauchten mehrere fliegende Teufel auf. Ich hätte in die Tiefe springen müssen, konnte mich dazu aber nicht überwinden. Da begann der Boden unter meinen Füßen zu beben. Das Gestein wurde locker, brach ab - und ich fiel in eine Tiefe, die mir unendlich vorkam. Hart wie Beton war das Wasser, als ich endlich unten ankam. Es grenzte an ein Wunder, daß ich den Aufprall überlebte. Das Wasser schien mit nassen Fäusten auf mich einzuschlagen. Es trommelte überall gegen meinen Körper, riß mich in die Tiefe und mit sich fort. Ich kämpfte mich verzweifelt hoch, aber ich schaffte es nie, oben zu bleiben. Immer wieder zog mich eine Kraft, der ich nicht gewachsen war, nach unten. Sie drehte mich so wild, daß ich bald nicht mehr wußte, wo oben und unten war. Und dann… Ich durchstieß mit dem Kopf wieder die Wasseroberfläche, pumpte gierig soviel Luft wie möglich in meine Lungen und sah über dem Wasser einen blau flirrenden Bogen. Ich wußte nicht, daß es ein Höllentor war, sah nur, daß mich das wilde Wasser darauf zutrug, und davor stand…«

Tucker Peckinpah brach ab. Er fuhr sich mit der Hand über die

Augen, zitterte. Er hatte sich heiß geredet, war jetzt so aufgeregt, als würde er alles noch einmal erleben.

»Wer stand vor dem Höllentor?« fragte ich. »Ein Wächter?«

»Ja, ein Wächter«, sagte der Industrielle mit belegter Stimme, »Ein Riese, ein Koloß, Tony. Irgendwie erinnerte er mich an den Meeresgott Poseidon. Er hatte so etwas wie einen Algenkranz auf dem gewaltigen Schädel, war bärtig und hielt in der rechten Hand einen Dreizack. Ich dachte, nun wäre endgültig alles aus. Der Wächter stach mit seiner Waffe nach mir. Er wollte mich aufspießen. Ich sah die Zacken auf mich zukommen und wußte nicht, was ich tun sollte. Ich vergaß die Schwimmbewegungen und ging unter. Das rettete mir vermutlich das Leben. Ich merkte, wie der Dreizack durch das Wasser sauste, mich aber verfehlte. Ich bekam mit, daß der Wächter seine Waffe hochriß und gleich wieder zustach, aber er schien die Geschwindigkeit des Wassers nicht richtig zu berechnen. Jedenfalls hieb er mit dem Dreizack immer dort zu, wo ich nicht mehr war. Das tosende Wasser riß mich an ihm vorbei und muß mich wohl auch durch das Höllentor gespült haben. Ich verlor das Bewußtsein, und als ich wieder zu mir kam, irrte ich wie ein Geistesgestörter durch London. Wie ich dorthin gelangt bin, weiß ich nicht. Diese Lücke läßt sich einfach nicht schließen.«

»Hauptsache, Sie blieben nicht auf der Strecke«, sagte ich und zog meine Beine an. Natürlich war ich froh darüber, daß Peckinpah die Flucht gelungen war - wer weiß, ob wir sonst jemals wieder von ihm gehört hätten. Nur - er hatte *zuviel* Glück dabei gehabt. Irgend etwas, das sagte mir mein sechster Sinn, stimmte da nicht. Aber das ließ ich mir natürlich nicht anmerken.

»Es wird Zeit, daß wir weitergehen.« Ich erhob mich.

»Lange genug gefaulenzt« sagte der Industrielle und stand ebenfalls auf. »Hoffentlich stoßen wir bald auf ein Höllentor.« Er schüttelte seine Beine. »Sie fragen mich gar nicht, wie es mir geht.«

»Wie geht es Ihnen, Partner?«

Peckinpah winkte ab. »Ach, fragen Sie lieber nicht.«

Ich grinste und wollte ihm schon freundschaftlich auf die Schulter klopfen, aber ich führte die Bewegung nicht zu Ende.

Plötzlich erklang über uns ein pfeifendes, helles Geräusch. Und dann erblickte ich einen fliegenden Teufel!

***

Sie hatten nicht zufällig dieselbe Richtung eingeschlagen wie wir. Sie waren hinter *uns* her gewesen, und nun griffen sie an. Der fliegende Teufel hatte einen nackten Oberkörper. Schwarzes Haar wucherte auf seiner Brust. Es hatte den Anschein, als würde er eine dicke Pelzhose tragen, und er hatte Ziegenhörner und einen Pferdefuß.

Breit waren seine ledernen Flügel ausgespannt, doch nur noch für einen Augenblick, dann faltete er sie zusammen, und sie verschwanden hinter seinem Rücken.

An seinem vorspringenden Kinn zitterte ein langer dünner Bart, und seine Augen glichen glühenden Kohlen.

Er war nur eine Sekunde allein, dann setzte ein zweiter Teufel neben ihm auf.

Und ein dritter Höllengeselle segelte herbei.

»Wird Zeit, daß wir von hier verschwinden, Partner«, zischte ich.

»Drei Teufel. Wo sind die anderen?«

»Das will ich gar nicht wissen«, sagte ich und schob Peckinpah vor mir her.

Ein Schatten fiel auf uns, und im nächsten Moment schrie Tucker Peckinpah auf. Plötzlich waren alle sieben Teufel da, und schon ging es rund.

Ich riß meinen Colt Diamondback heraus, doch die geflügelten Teufel ließen nicht zu, daß ich sie mit geweihtem Silber beschoß. Sie sorgten für eine Hemmung des Mechanismus. Ihre kalte Höllenkraft explodierte in meiner Hand, und beinahe wäre mir der Revolver entfallen.

Blitzschnell stieß ich die Waffe in die Halfter und holte wieder den magischen Flammenwerfer heraus. Natürlich versuchten die Teufel auch das Feuerzeug unbrauchbar zu machen, doch das verhinderten die kabbalistischen Zeichen und die eingravierten weißmagischen Formeln.

Die Feuerlohe stieg hoch, und ich griff die geflügelten Feinde an.

Sie rissen Tucker Peckinpah von mir fort. Ich hatte den Eindruck, als ginge es ihnen überhaupt nur um ihn.

»Tony!« schrie der Industrielle.

Vier Teufel zerrten ihn hinter einen Felsen. Drei Teufel hinderten mich daran, ihm zu folgen. Sie waren verdammt flink. Mein Flammenstrahl verfehlte sie immer wieder, doch ich stach weiterhin unermüdlich auf sie ein.

Manchmal schnellten sie zwei Meter; hoch und ließen mich ins Leere laufen. Dann wiederum nahmen sie Einfluß auf den Boden. Ich trat in tiefe Risse und hatte Mühe, nicht zu stürzen.

Sie schlugen auf mich ein, zumeist, wenn sie hinter mir waren und ich sie nicht sehen konnte. Wenn ich dann herumwirbelte, flogen sie hoch und brachten sich vor dem magischen Feuer in Sicherheit.

Ich hörte wieder Tucker Peckinpah meinen Namen rufen. Ich war seine einzige Hoffnung. Verdammt noch mal, und sie ließen mich nicht zu ihm. Ich befürchtete das Schlimmste für meinen Freund und Partner.

Würden die vier Teufel ihm das Herz aus der Brust reißen? Oder auf

welche andere grausame Weise würden sie ihn töten? *Daß* sie ihn umbringen würden, glaubte ich zu wissen.

Aber es durfte nicht sein. So viele Gefahren hatte Peckinpah überstanden - sollte er nun sterben? Nein! Nein! Und nochmals nein! schrie es in mir, und ich kämpfte beherzter, wilder.

Ich hatte den süßlichen Geschmack von Blut im Mund. Ein Faustschlag hatte meine Lippe getroffen, und der nächste Treffer erwischte mich voll auf der Nase.

Sterne zerbarsten vor meinen Augen. Für Sekunden war ich blind, aber ich ließ mich nicht unterkriegen. Wie von Sinnen griff ich meine Gegner an.

Endlich streifte die Feuerlohe einen von ihnen.

Sein Geheul war Musik für meine Ohren. Ich machte weiter, stach mit der Flamme nach einer Teufelsfratze.

Der Unhold sprang zurück.

Ich federte vor und zog ihm das Feuer über die behaarte Brust. Leider traf ich ihn nicht so voll, wie ich es mir wünschte, aber ich erreichte immerhin, daß er zur Seite kreiselte.

Jetzt war Platz.

Ich startete sofort. War Tucker Peckinpah noch zu retten?

Als ich um den Felsen herumkam, riß sich der Industrielle gerade los, obwohl er von vier Teufeln festgehalten wurde! Meine Bewunderung für diesen Mann wuchs. Er sah mich und keuchte auf mich zu, doch er sollte mich nicht erreichen, dafür sorgten die vier Höllenhäscher. Sie stiegen hoch, überflogen ihn und landeten zwischen ihm und mir.

Sie wandten sich ihm zu.

Mich beachteten sie nicht. Peckinpah prallte in vollem Lauf gegen sie. Sie spannten ihre großen Flügel aus, und ich hatte nur noch diese Wand aus graubraunen Lederflügeln vor mir.

Was mit dem Industriellen weiter geschah, konnte ich nicht sehen. Er befand sich hinter der »Mauer«. Ich hörte klatschende Geräusche und vernahm ein verzweifeltes Stöhnen.

Meine Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen.

Ging es Tucker Peckinpah jetzt ans Leben? Zehn Schritte war ich noch von der »Teufelswand« entfernt. Ich lief, so schnell ich konnte.

Ich muß es schaffen! schrie es in mir. Ich muß ihn retten!

Die lebende Teufelswand bewegte sich. Anscheinend bückten sich die Gehörnten, und dann - flatterten sie hoch!

Zu viert hielten sie Peckinpah fest und trugen ihn an der steil aufragenden Felswand hoch. Schlaff und leblos hing der Industrielle unter ihnen. Hoffentlich nur bewußtlos, durchfuhr es mich, und dann kam mir ein schrecklicher Gedanke: Wenn sie mit ihm nur hochstiegen, um ihn hinterher fallen zu lassen…

Ich kam zu spät, konnte nichts für Peckinpah tun. Als ich die Distanz

überwunden hatte, waren die vier Teufel bereits unerreichbar für mich.
Schwer keuchend blieb ich stehen. Die Teufel verschwanden aus meinen Blickfeld, und mit ihnen Tucker Peckinpah.
Hatte ich ihn soeben zum allerletzten Mal gesehen?
Ich drehte mich um, erwartete einen neuerlichen Angriff meiner Gegner, doch sie zeigten sich nicht. Wollten sie wirklich nichts von mir? Hatten sie es tatsächlich nur auf Tucker Peckinpah abgesehen gehabt?
Das konnte ich nicht glauben.
Ich befand mich in der Hölle und hatte nicht das Recht, hier frei herumzulaufen. Ich hatte den roten Oktopus und den Höllenaffen vernichtet. Wollte man mir dafür nicht die Rechnung präsentieren?
Ich kehrte um und schlich gespannt am Felsen entlang.
Ich beobachtete den Boden, hoffte, daß sich die Teufel mit ihrem Schatten verrieten, aber mußten sie unbedingt einen Schatten werfen?
Ich erreichte die Kante des Felsens und schnellte vor. Meine Hand mit dem Feuerzeug war vorgestreckt, aber die drei Teufel waren nicht mehr da.
Sieben Teufel!
Dieser ganze Einsatz nur, um Tucker Peckinpah einzufangen? Ich nahm an, daß sie ihn in die siebente Hölle brachten. Das wiederum hatte aber nur einen Sinn, wenn der Industrielle noch lebte.
Die Suche nach einem Höllentor war damit beendet. Ich war nicht gewillt, das Reich des Schreckens ohne Tucker Peckinpah zu verlassen.
Ich mußte bleiben, und ich mußte die siebente Hölle finden. Egal, wie viele Gefahren es zu überwinden galt, es war für mich undenkbar, Tucker Peckinpah seinem Schicksal zu überlassen.
Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn Peckinpah sich nicht für einen Alleingang entschlossen hätte. Wenn er sofort nach seiner Rückkehr zu uns gekommen wäre, hätten wir ihn so gut abgeschirmt, daß Kanutto nicht an ihn herangekommen wäre.
Er hatte einen schwerwiegenden Fehler gemacht. Sollte ihm dieser Fehler nun zum Verhängnis werden? Ich hörte Asmodis im Geist lachen und sah ihn sich die Hände reiben.
Er hatte Tucker Peckinpah wieder. Alles war wieder wie zuvor…
War es das wirklich? Nein, denn ich war frei, und ich würde nicht ruhen, bis ich meinen Freund und Partner gerettet hatte.
Ich fürchte mich nicht! dachte ich trotzig. Weder vor den geflügelten Teufeln, noch vor dem Höllenfürsten persönlich. Ich jage dir Peckinpah wieder ab, Satan!
Ich trank noch einmal Wasser. Dann richtete ich mich auf und betrachtete das bleiche Affenskelett. Die Metallkrallen glänzten nicht mehr. Sie waren matt geworden, wiesen braune Flecken auf - Rost…

Ich fragte mich, in welcher Richtung die siebente Hölle lag. Wenn es mir doch nur gelungen wäre, einen der drei Teufel, mit denen ich gekämpft hatte, dingfest zu machen. Ich hätte ihn gezwungen, mir den Weg zu zeigen.

Aber es war müßig, diesen Gedanken nachzuhängen, denn die geflügelten Teufel hatten sich davongemacht. Feige Bastarde! knirschte ich im Geist, während ich zwischen den grauen Felsen hindurchging.

Der Zwischenraum weitete sich, und ich verließ den Schutz der Felsen. Ich dachte an Roxane und Mr. Silver, die mit mir zu Peckinpahs Jagdhütte gefahren waren und nun keine Ahnung hatten, wo der Industrielle und ich steckten.

Ich hätte die beiden hier sehr gut gebrauchen können. Vielleicht hätten sie gewußt, welchen Weg man einschlagen mußte, um in die siebente Hölle zu gelangen.

Aber sie hatten keinen blassen Schimmer, wohin es den Industriellen und mich verschlagen hatte.

Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott, sagt man. So mußte ich es halten. Ich war auf mich allein gestellt. Ein Mensch im Zentrum des Bösen.

Es würde nicht einfach sein, das zu überleben.

Ich gewahrte plötzlich jemandes Nähe. Wie von der Natter gebissen fuhr ich herum - und sah die drei Teufel wieder. Sie waren nicht mit den anderen fortgeflogen. Sie waren geblieben, und einer von ihnen hielt einen schwarzen Bogen in der Hand. Ein glühender Pfeil lag auf der Sehne.

Jetzt ließ er sie los, und der Pfeil schwirrte ab. Er raste auf mich zu, so schnell, daß ich mich davor nicht in Sicherheit bringen konnte.

Sein Ziel war meine Brust, und als er mich traf, explodierte ein fürchterlicher Schmerz in mir.

ENDE des zweiten Teils

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 50 »Als der Silberdämon starb«, und folgende